

Samuel Herzog



# KARABOL

*Käfergeschichten  
aus Lemusa*



EDIZIONI  
PERIFERIA





*«Ki caré karabé caré parabol.»*

(«Wer Käfer liebt, liebt auch Geschichten.»)

Lemusisches Sprichwort

**Samuel Herzog**

# **KARABOL**

**Käfergeschichten aus Lemusa**

*Mit zehn Zeichnungen von Hana Bosk*

**EDIZIONI  
PERIFERIA**

Lektorat: Reinhard Storz, Basel

Korrektorat: .....

Gestaltung: Textwerft, Zürich

© 2024 Edizioni Periferia, Luzern/Poschiavo – periferia.ch

ISBN 978-3-907205-30-3..... 1. deutsche Auflage

# Inhalt

<b>Vorwort</b>	7
Zehn Käfer aus vier Jahrtausenden	
<b>Das neue Gewand</b>	11
Eine Käfergeschichte aus dem 15. Jahrhundert v. Chr.	
<b>Ausbruch</b>	23
Eine Käfergeschichte aus dem 9. Jahrhundert v. Chr.	
<b>Freund mit Helm</b>	41
Eine Käfergeschichte aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.	
<b>Reise zum Rand der Welt</b>	51
Eine Käfergeschichte aus dem 3. Jahrhundert	
<b>Falsche Gottheiten</b>	61
Eine Käfergeschichte aus dem 7. Jahrhundert	
<b>Invasion</b>	73
Eine Käfergeschichte aus dem 11. Jahrhundert	
<b>Der Schreiber</b>	83
Eine Käfergeschichte aus dem Jahr 1343	
<b>Verflixter Schnupfen</b>	101
Eine Käfergeschichte aus dem Jahr 1614	
<b>Der Prozess</b>	111
Eine Käfergeschichte aus dem Jahr 1777	
<b>Ein besonderer Fund</b>	123
Eine Käfergeschichte aus dem Jahr 1877	
<b>Anhang</b>	141
Verzeichnis der Käfer	





# Vorwort

## Zehn Käfer aus vier Jahrtausenden

Im vorliegenden Büchlein spielen Käfer eine wichtige Rolle, denn die fiktive Insel Lemusa ist die Heimat einer ganzen Reihe von besonderen Insekten.<sup>1</sup> Die zehn Erzählungen in diesem Bändchen hängen aber auch eng mit der Geschichte von Lemusa zusammen. Sie spannen einen Bogen vom 15. Jahrhundert v. Chr. bis ins Jahr 1877. Während dieser Zeit erlebte Lemusa vier große Klimaschocks, die seit den 1950er-Jahren systematisch erforscht und erstmals 1966 von Coni Fuson in ihrer Gesamtheit beschrieben worden sind.<sup>2</sup> Die Gründe für diese Schwankungen werden von der Fachwelt kontrovers diskutiert. Für das Institut Dubonnet zum Beispiel wurden die Klimaveränderungen jeweils dadurch provoziert, dass sich die geografische Position der Insel verschob.<sup>3</sup>

Die zehn Erzählungen sind jedoch nicht nur von den klimatischen Verhältnissen geprägt, es spielen auch noch andere historische Gegebenheiten hinein.<sup>4</sup> In *Das neue Gewand* etwa ist der Umstand von Bedeutung, dass die männlichen Nachkommen in der Bronzezeit ihr Heimatdorf jeweils in einem bestimmten Alter verlassen mussten. *Ausbruch* spielt im 9. Jahrhundert v. Chr. und

## Die klimatischen Zeitalter von Lemusa

<b>Pinusium</b>	bis 1200 v. Chr.
Mittlere Jahrestemperatur	9 °C
Jährliche Niederschlagsmenge	900 mm
Benannt nach	Lemusa-Kiefer
<b>Machosium</b>	1200 v. Chr. bis 33 n. Chr.
Mittlere Jahrestemperatur	21 °C
Jährliche Niederschlagsmenge	1800 mm.
Benannt nach dem	Mâcheau ( <i>Canis neromasis</i> )
<b>Kambiasium</b>	33 bis 486
Mittlere Jahrestemperatur	6 °C
Jährliche Niederschlagsmenge	1200 mm
Benannt nach	Xikambiak ( <i>Pseudomicrotus pinguiphilus</i> )
<b>Garùbium</b>	486 bis 1337
Mittlere Jahrestemperatur	17 °C
Jährliche Niederschlagsmenge	600 mm
Benannt nach	Johannisbrotbaum (lemusisch <i>garùb</i> )
<b>Abanùsium</b>	1337 bis 2011
Mittlere Jahrestemperatur	22 °C
Jährliche Niederschlagsmenge	1200 mm
Benannt nach	Affen (lemusisch <i>abanùsi</i> )
<b>Odettinium</b>	seit 2011
Mittlere Jahrestemperatur	12 °C
Jährliche Niederschlagsmenge	1000 mm
Benannt nach	Diktatorin Odette Sissay

erzählt von einer Anführerin der Mai-té – dieses Volk existiert heute noch. Dem *Freund mit Helm* begegnen wir in einer antiken Stadt am Ufer der Miosa, von der die Archäologinnen und Archäologen bisher nur ein einziges Haus ausgegraben haben, die berühmte Case Pipian mit ihren zauberhaften Malereien aus dem frühen 1. Jahrhundert v. Chr. Die eigentümliche Kosmologie der Variser, die den Süden der Insel während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung beherrschten, bringen den Protagonisten in der *Reise zum Rand der Welt* an die Grenze seines Vorstellungsvermögens. In *Falsche Gottheiten* gehen wir an Bord eines Fischerbootes und machen die Bekanntschaft einiger jener Menschen, die ab dem 6. Jahrhundert in grosser Anzahl nach Lemusa einwanderten und die Kultur der Insel wesentlich geprägt haben. *Invasion* schildert eine Szene am Hafen des Städtchen Sentores, das im 11. Jahrhundert das wichtigste Handelszentrum der Insel war. *Der Schreiber* spitzt seinen Kiel im Kloster Zistel, das im 15. Jahrhundert am Übergang zur Neuzeit von zentraler Bedeutung war. Ein *Verflixter Schnupfen* plagt einen Schlossgeist im Jahr 1614, derweil der Besitzer des Hauses die Entwicklung der Hauptstadt Port-Louis vorantreibt. 1777 wird einem Gehilfen auf der großen Schiffswerft der Compagnie des Vingt *Der Prozess* gemacht. Und genau hundert Jahr später findet ein Töp-

fer bei Alomps einen Plateosaurus – was beweist, dass Lemusa vor mehr als 200 Millionen Jahren Teil von Pangaea war, des damals einzigen Kontinents der Erde.

Die zehn verschiedenen Käfer, die auf diesen Seiten auftauchen, lassen sich im jeweiligen Zeitraum ›ihrer‹ Geschichte auch erstmals nachweisen. Manche werden in historischen Texten erwähnt, andere glaubt man auf Reliefs oder in Malereien zu erkennen.

*Karabol* nennt man auf Lemusa eine Geschichte, in der es um Käfer geht. Das Wort setzt sich aus lemusisch *karabé* («Käfer») und *parabol* («Erzählung») zusammen.

<sup>1</sup> Das wichtigste Buch zu den lemusischen Käfern stammt von Karol Zhuki: *Karabé. Un manuel pour voyager dans le monde des coléoptères de Lemusa*. Mit einem Vorwort von Viktor Schefschuk. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2016 [3., 1. 1999].

<sup>2</sup> Coni Fuson: *Temps variables. Les époques climatiques de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 1966.

<sup>3</sup> Siehe zum Beispiel Moncéline Décosse: «*Nous étions déjà là et là!*» *Une interview avec l'historienne Fleur Dubonnet*. In: *Leko*. Freitag, 1. Juli 2011. S. 6.

<sup>4</sup> Eine knappe Darstellung der lemusischen Geschichte bietet Marie Casate: *Histoire de Lemusa. Du Moyen Âge à nos jours*. Mit einem Vorwort von Odette Sissey. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2020. *Deutlich ausführlicher ist Claire Fousille. Histoire de Lemusa. Des origines à nos jours*. Paris: Kalimason, 2024.

# Das neue Gewand

**Eine Käfergeschichte aus dem 15. Jahrhundert v. Chr.**

Nein! Nein! Er würde sich jetzt nicht kratzen, entschied Nol, obwohl das neue Nesselkleid so verflucht juckte, dass er es sich am liebsten vom Leib gerissen hätte. Doch dafür war es zu kühl an diesem Morgen – und zu feucht. Vom Ufer der Pegne, die sich hier zu einem sumpfigen Weiher ausbreitete, stieg in trägen Schwaden ein feiner Nebel hoch und legte Perlen an die Blüten und Stängel des Riedgrases, die von den ersten haardünnen Strahlen der Sonne zum Glitzern gebracht wurden. Flussgeisteraugen nannte seine Mutter diese Tropfen und behauptete, dass man in ihnen die Zukunft lesen könne. Nol sah darin immer nur sich selbst, seinen Kopf als Ei in einem riesigen Himmel. Der Wald am anderen Ufer war immer noch ganz schwarz, als schlafe sich die Dunkelheit zwischen den Bäumen ein wenig aus. Vom Ozean her schossen immer wieder Guëndùls herbei und sausten in engen Kurven über die Oberfläche des Teichs. Die ersten Mücken des Tages schienen den kleinen Schwalben besonders gut zu schmecken.

Verflixt! Das neue Gewand war wirklich nicht auszuhalten. Beim Gedanken an sein Hemd aus Kaninchenfell kamen Nol fast die Tränen. Wie weich war das Leder

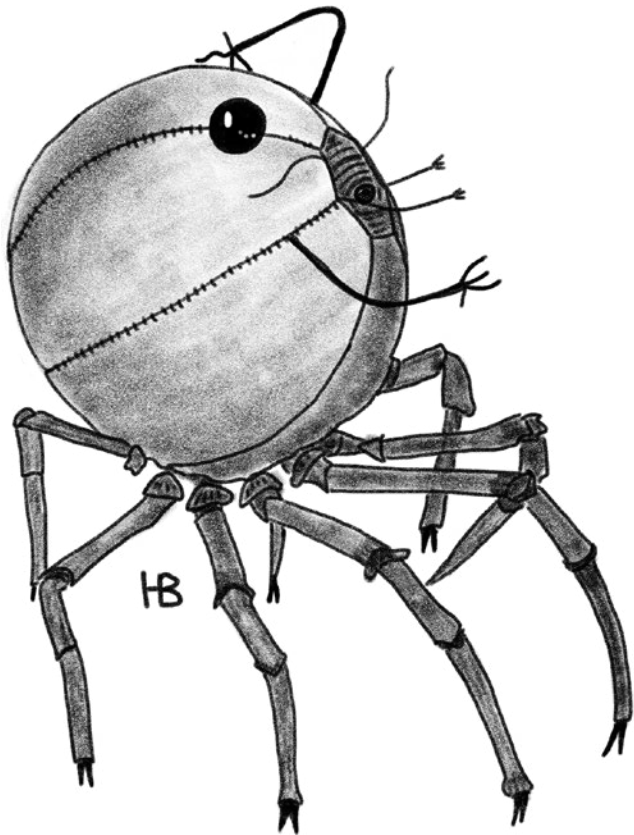
gewesen, wie warm der Pelz – und jeder Daumenbreit hatte nach ihm selbst gerochen, hatte zu ihm gehört, war ein Stück von ihm gewesen. Zugegeben, das alte Kleidchen war ihm unterdessen viel zu kurz geworden. Aber wenn es sich seine große Schwester nicht in den Kopf gesetzt hätte, Mutter mit ihren Färb- und Webkünsten zu beeindrucken, dann hätte er den Pelz sicher noch länger tragen dürfen – vielleicht sogar bis er alt genug war, sich seine eigenen Kaninchenhäute zu geben. So wie Maio das gekonnt hatte, sein Bruder, ehe er fortgehen musste, in das «andere Dorf». Nol schüttelte es beim Gedanken, dass auch er eines Tages würde ausziehen müssen, so wie alle jungen Männer. Je älter er wurde, desto größer wurde die Angst vor diesem Moment, doch vielleicht ...

Er zupfte sich den groben Stoff von der Haut weg, so gut es ging, dann duckte er sich tiefer ins Gras. Er musste sich konzentrieren jetzt, sonst würde es nicht funktionieren. In einer Entfernung von drei Schritten hatte er die Stücke eines toten Regenwurms auf einem flachen Stein gelegt, etwas Pilzpulver darüber gestreut und ein kleines Stück Bronze dazugelegt. Genau so musste das gemacht werden, genau hier und genau um diese Uhrzeit am Morgen nach Neumond. Das hatte ihm Maio verraten, ehe er ging. Gebannt starrte Nol auf den Stein. Plötzlich landete ein Guëndül neben dem

Wurm, ließ das schwarze Köpfchen hin und her zucken, sichtlich erfreut über den Fund. Nol sprang auf, verscheuchte das Tier mit der Hand, zog sich in sein Versteck zurück.

Dann, endlich bewegte sich das Gras und da stand er: der Gorsa, eine nahezu runde Kugel, leicht wackelig auf seinen acht langen Beinen. Nol hatte noch nie einen gesehen, kannte ihn nur aus den Erzählungen seines Bruders. Der wiederum hatte seine Informationen von einer alten Hexe, der er beim Pilzesammeln im Wald begegnet war. Nol wusste, dass der Käfer einen metallischen Körper hatte, mit dem man einen ganzen Topf voll Wasser in goldenen Saft verwandeln konnte, wenn man ihn darin ertränkte. Es gab nur eine Familie im Dorf, die ein goldenes Kleid besaß. Einer ihrer Vorfahren hatte die Fasern mit einem Gorsa gefärbt und alle waren neidisch auf das kostbare Stück.

Doch das war nicht der Grund, warum Nol unbedingt einen Gorsa haben wollte: Wer einen solchen Käfer besaß und einige Zeit mit ihm lebte, der bekam Hände, mit denen man heilen konnte und einen Geist, der einen zu jenen Pflanzen führte, die halfen gegen die Bauchkrämpfe und den Durchfall, die Kopfschmerzen und das Fieber, das Wundbrennen und all die anderen Dinge, an denen Bewohnerinnen und Bewohner des Dorfes ständig litten. Und wenn man heilen konnte,



Der Gorsa (*Tardisphaera aurata*) ist ein seltenes Insekt, das man indes sowohl in den Bergen (bis 2000 m ü. M.) wie auch auf Meereshöhe antreffen kann.<sup>1</sup> Das höchstens 35 mm große Tier hat, wenngleich für das Auge nahezu unsichtbar, einen dreiteiligen Körper wie alle Käfer, jedoch acht Beine wie die Spinnen. Es gehört zur Familie der *Octocrusae*, die



früher als eine eigene Ordnung galten, heute jedoch zu den Käfern gezählt werden.

Der Gorsa fällt durch seinen kugelrunden Körper auf, der in der Regel bläulich-silbern schimmert, in seltenen Fällen aber auch golden glänzen kann. Er wackelt meist gemächlich durchs Gelände, kann jedoch eine erstaunliche Geschwindigkeit erreichen und sich dank einer speziellen Fußtechnik sogar auf der Oberfläche von ruhigen Gewässern bewegen – im Gegenzug sind seine Flügel so verkümmert, dass er damit nicht fliegen kann. Das Insekt ernährt sich von Kadavern aller Art, von Pilzsporen und bestimmten Moosen. Der Gorsa ist meist bei Tagesanbruch oder am Abend unterwegs, direktes Sonnenlicht scheint ihn zu paralisieren.

Schon die Menschen des Pinusiums<sup>2</sup> haben den Gorsa offenbar als eine außerordentliche Erscheinung wahrgenommen. Auf einem Orthostaten, der in der Nähe von Quisville gefunden wurde und der Knopf-Kultur zugeordnet werden konnte, haben Archäologen das Relief eines achtbeinigen Insekts mit einem kreisrunden Körper entdeckt, das sie als eine Darstellung von *Tardisphera aurata* interpretieren.<sup>3</sup> Sie nehmen an, dass der Gorsa wegen seines metallisch glänzenden Panzers und seiner Ähnlichkeit mit einem Gestirn besondere Verehrung genoss. Die chemische Analyse eines kleinen Textilfundes legt zudem die Vermutung nahe, dass der Käfer auch gemahlen wurde und als Färbemittel für Stoffe Verwendung fand.

<sup>1</sup> Karol Zhuki: *Karabé. Un manuel pour voyager dans le monde des coléoptères de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2016 [3., 1.1999]. S. 185.

<sup>2</sup> Das Pinusium ist ein klimatisches Zeitalter der Insel Lemusa, das um 1200 v. Chr. mit einem Klimaschock endet. Siehe auch Coni Fuson: *Temps variables. Les époques climatiques de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 1966. S. 27f

<sup>3</sup> Eine gute Zusammenfassung der Forschungsergebnisse liefern Nicole Tazplume, Nicolas Pascaf: *Le Klax di Karabé. Un fragment de stèle de la région de Quisville*. In: *Revue historique*. Nr. 59. Port-Louis: Presses universitaires de Lemusa, 1992. S. 301–306.

dann wollten die Leute, dass man bleibt. Das große Gesetz, demnach alle jungen Männer in andere Dörfer zu ihren zukünftigen Frauen geschickt werden mussten, sah aber keine Ausnahmen vor. Also wurden Buben, die man im eigenen Dorf behalten wollte, im Rahmen von einem Ritual in Mädchen verzaubert. Maio hatte mit dem Gedanken gespielt, sich so seiner Bestimmung zu entziehen, und dem Gorsa aufgelauert. Dann aber hatte er Angst davor bekommen, plötzlich ein Mädchen zu sein – und die Jagd gestoppt. Nol war anders als sein Bruder, er fürchtete sich viel mehr davor, seine Familie, sein Dorf verlassen zu müssen.

«Der Gorsa hat einen Körper wie ein Stück Metall», hatte ihm Maio eines Nachts zugeflüstert, während sie nebeneinander im hinteren Teil der Hütte lagen und nicht schlafen konnten, «er glänzt im Licht und schimmert sogar in der Dunkelheit.» Nol hatte sich den Käfer wie jene fremdartige Brosche aus Gold vorgestellt, die Großmutter immer getragen hatte – bis kurz vor ihrem Tod, dann hatte Mutter sie bekommen, gleichzeitig mit dem Hof, den Tieren, den Feldern. Dieser Käfer hier aber leuchtete viel stärker als jene Brosche, eher wie ein heller Stern, vor dem man fast die Augen schließen musste.

Der Gorsa trippelte auf den Stein zu, schlenkerte hinauf, wackelte kurz mit seinen Mundwerkzeugen

und machte sich dann über den Wurmkadaver her. Gebannt schaute Nol dem Tier zu, wie geschickt es das weiche Fleisch zerteilte und sich Stück für Stück in das runde Maul schob. Wie schnell das vor sich ging, wie viel Wurm in diesen Körper passte! Ob der Gorsa wohl den ganzen Wurm fressen würde? Und vielleicht dann auch noch das Bronzestückchen? Ob er dann wohl in seine Höhle zurück kröche? Lebte er überhaupt in einer Höhle? Nol hätte noch lange zusehen können, doch dafür war er nicht hier. Also griff er vorsichtig nach dem Körbchen aus Bast, das Maio ihm zum Abschied geschenkt hatte, und kroch langsam auf den Käfer zu. Als er nur noch eine Armlänge von ihm entfernt war, streckte er die Hand mit dem Kescher aus, sachte, ganz sachte führte er ihn auf den goldenen Stern zu. Doch dann, als er sein Körbchen eben über das Tier stülpen wollte, hob der Gorsa den Kopf und hüpfte erstaunlich flink in Richtung See davon. Nol rappelte sich auf und hetzte ihm nach. Der Käfer huschte aufs Ufer zu und dann auf den Teich hinaus. Seine dünnen Beinchen, die eben noch so ungelenk gewirkt hatten, bewegten sich nun so schnell, dass sie den schweren Goldkörper mit Leichtigkeit über die Wasseroberfläche trugen. Nol ruderte sich durch das Schilf, watete durch den Uferschlamm hinterher. Bald reichte ihm das Wasser bis zu den Schenkeln, dann bis zur Brust, endlich musste er

schwimmen, was gar nicht so leicht war in dem Kleid und mit dem Kescher in der Hand. Auf einmal spürte er auch, wie kalt das Wasser war.

In dem Moment jedoch, da er die Mitte des Sees erreichte, erschien die Sonne endlich über den Baumkronen und peitschte der Landschaft auf einen Schlag flirrende Farben, Formen und Kontraste ein. Der Gorsa aber, der das andere Ufer bereits erreicht hatte, begann jetzt ein Licht auszustrahlen, das pulsierte und zuckte, als fänden da ständig kleine Explosionen statt. Nol schwamm schnell weiter, kämpfte sich an Land und da sah er den Käfer auch schon: Still stand er auf einem kleinen, von dunklem Moss überwachsenen Hügel. Nol schlich sich vorsichtig näher, doch der Gorsa bewegte sich nicht, wirkte wie gelähmt von den Strahlen, die sich auf seinem Körper brachen, wie eingefroren von den Lichtsalven, die er selbst ausschickte. Auch als Nol näher kam, flüchtete er nicht. Und als er das Bastkörbchen über ihn stülpte, tat er keinen Wank. Erst als das Tierchen merkte, dass es gefangen war, krabbelte es ein paar Sekunden lang panisch gegen die Bastwände an, beruhigte sich aber bald.

Jetzt, da er den Gorsa endlich gefangen hatte, war sich Nol seiner Sache plötzlich nicht mehr ganz sicher. Vielleicht war es ein Frevel, das Leuchten zum Verschwinden zu bringen? Schließlich kam auch niemand

auf die Idee, die Sonne abzuschießen. Vielleicht war er nicht geeignet, ein Heiler zu sein? Und wollte er wirklich ein Mädchen werden? Sollte er das Tier nicht einfach wieder freisetzen? Nach Hause spazieren, als ob gar nichts passiert wäre? Der Käfer würde ihm keine Antwort geben – und sonst war niemand da.

Schon legten sich seine Finger auf den Verschluss des kleinen Körbchens, schon kniete er nieder, um den Gorsa freizusetzen. Auf einmal aber stand er wieder aufrecht. Jetzt war er sicher: Es war richtig, er würde es versuchen. Es war seine Entscheidung, vielleicht seine erste eigene Entscheidung. Und auf einmal fühlte er eine Kraft, die von diesem Entschluss ausging, eine Art wilder Freude, die ihn alle Zweifel vergessen ließ.

Auf dem Heimweg fiel ihm auf, dass sein Kleid nicht mehr juckte. Offenbar hat das Bad im See dem Gewebe gut getan. Selbst als es wieder ganz trocken war, fühlte es sich weich und geschmeidig an. Nicht ganz so kuschelig wie sein Pelz zwar, aber das konnte ja noch werden.

Zuhause versteckte er den Käfer in einer Nische auf der Seite des Hauses, die gegen einen Felsen gebaut war. Er legte so viele Äste über den kleinen Bastkorb, dass kein Leuchten mehr nach außen drang. Ein eigenartiges Gefühl hinderte ihn daran, den Käfer seinen

Eltern zu zeigen. Vielleicht gehörte es dazu, den Gorsa geheim zu halten. Das schien ihm auf jeden Fall passend, auch wenn er sich die Gründe dafür nicht erklären konnte.

Mit einer wunderbaren Leichtigkeit im Bauch, rannte er aufs Feld hinaus, um seinem Vater beim Ausreißen des Unkrauts zu helfen. Das Korn kam ihm an diesem Morgen wie das Haar eines freundlichen Riesen vor. Die Blumen dufteten süßer als sonst, die Vögel zwitscherten heute nicht, sie sangen und ihre Stimmen verwoben sich, schwangen sich wie Girlanden durch die Luft. Selbst der Vater, sonst eher ein grimmige Mann, lächelte ihm immer wieder zu.

Als endlich die Sonne unterging und sie nach Hause zurückkehrten, hörten sie schon von weitem ungewohnte Rufe aus dem Dorf, erstaunte, bewundernde, ungläubige Stimmen. Als sie näher kamen, sahen sie, wie sich Nols Schwester auf dem Platz vor ihrer Hütte tanzend hin und her bewegte – applaudiert vom halben Dorf, auch von der Mutter, die mit stolz gerötetem Gesicht neben dem Hauseingang stand. Die Schwester trug ein leuchtendes Gewand, das wirkte wie aus purem Gold. Als sie ihren Vater sah, rannte sie auf ihn zu und warf sie sich ihm an den Hals: «Du wirst es nicht glauben, Papa, ich habe einen Gorsa gefunden, das ist der Käfer, von dem mir Maio erzählt hat, der Kleine hatte

sich in einem Bastkörbchen verheddert.» Überglücklich schwang sie sich in Pirouetten vom Vater zur Mutter und es sah aus, als schleudere sie dabei Licht und Lust um sich her.

In dem Moment konnte sich Nol nicht mehr zurückhalten. Diese verdammte Nesselkleid. Er musste sich jetzt einfach kratzen.





# Ausbruch

**Eine Käfergeschichte aus dem 9. Jahrhundert v. Chr.**

Es war Zeit. In der Nacht vor dem großen Frühlingsfest stand Omoi geräuschlos auf, zog das kleine Bündel unter ihrem Bett hervor, legte den Schwertgürtel um, griff sich den Bogen und schlüpfte in ihre Fellstiefel. Ihr Mann schnarchte leise vor sich hin. Sie fuhr ihm mit dem Daumen ganz leicht über die Schulter. Er war ein guter Mann gewesen, sie hätte es schlechter treffen können. All die vielen Jahre lang, in denen sie das Dorf angeführt hatte, war er ihr still zur Seite gestanden. Er hatte die Kinder großgezogen, ihnen das Fischen und Jagen beigebracht, die Kunst des Gartenbaus und die Regeln und Rituale, die man befolgen musste, um Tsi-dan bei Laune zu halten, das mächtige Ei, das religiöse Zentrum ihres Volkes, der Mai-té.

Man würde sie vermissen, in einigen Stunden, bei der Eröffnung des Frühlingsfestes. Wie oft hatte sie als Erste das einjährigen Ei geköpft, mit dessen Verzehr die Feierlichkeiten begannen. Sicher dreissig, wenn nicht vierzig... und nur ein einziges Mal hatte sie ein faules Ei erwischt, was kein gutes Omen war. Tapfer hatte sie es heruntergewürgt und so getan, als schmecke es wie immer. Trotzdem war in dem Jahr danach mehr als sonst

schief gegangen, vor allem in den Gärten. Und dann die Sache mit der wahnsinnigen Alten aus dem Dorf am salzigen Fluss... Die Leute konnten zufrieden sein, sie hatte das Problem schließlich gut gelöst. Doch jetzt war es Zeit.

Im Dorf war es dunkel. Nur das Feuer von Olarmei glomm leise vor sich hin. Die große Jägerin schlief, aufrecht sitzend, die Hände am Speer, wie immer, wenn sie Wache hatte. Wenige Schritte neben ihr war bereits der gelbe Mast aufgestellt, frisch geschmückt mit Zweigen und Muscheln, das Zentrum des Frühlingsfestes. Aus einzelnen Hütten drangen leise Schlafgeräusche und Otubi, die alte Heilerin, flüsterte in ihren Träumen wie üblich wirre Zaubersprüche vor sich: «Eh und Ehm Zehzwo, Eh und Emm Zhezwei».

Alle Mai-té wussten, wie man sich geräuschlos durchs Gelände bewegt. Eine gute Jägerin musste das können. Von Omoi aber sagte man, dass sie über dem Boden schweben könne wie ein Nordfalter, so leise war ihr Gang – auch heute noch, obwohl ihr Körper mit den Jahren schwerer geworden war, die Sehnen zäher, die Gelenke sperriger.

Bald erreichte sie die Gärten, die sich über einen großen Teil der Ebene im Westen des Dorfes ausbreiteten. Schnell durchquerte sie die Haine mit den Fruchtbäumen, die gerade gestern die ersten Blüten hervor-

gebracht hatten, pünktlich zum Fest. Auch an den Bohnenstangen rankte sich bereits kräftig Blattwerk hoch. In einzelnen Beeten wuchs das Gemüse im Schutz von tönernen Hauben heran. Noch ein paar Tage und man würde die kleinen Frühlingsgurken ernten können.

Kaum hatte sie den Zaun hinter sich, der die Tiere draußen hielt, begannen die ersten Morgenvögel zu pfeifen. Sie mochte Vögel und erkannte sie alle an ihrem Gesang. Am liebsten war ihr der Medingal. Der beherrschte eine schier endlose Vielzahl von Melodien, hatte jedoch eine Art der Modulation, die sie selbst aus tausend anderen Stimmen sofort heraushören würde. Wenn er in ihrer Nähe sang, dann fühlte sie sich auf eine eigentümliche Weise geborgen, als sei der kleine blaue Vogel dazu da, sie zu beschützen, ihr alle Sorgen aus dem Gemüt zu flöten. Manchmal kam ihr der Gedanke, dass Niao, der kosmische Vater von Tsidan, vielleicht auch ab und zu als kleiner Piepmatz auf Erden ... Onikruapa, ihrer obersten Priesterin, würde das nicht gefallen.

Als sie an die Flücke kam, war es schon so hell, dass sie die einzelnen Bäume am anderen Ufer gut erkennen konnte. Sie sah auch zwei Maschu, zwei Wasserbeißer. In rasender Geschwindigkeit senkten sie die Köpfe wieder und wieder in den Fluss, um sich prustend und keuchend kleine Fische und Insekten heraus zu kauen.

Die Tiere taten ihr immer ein wenig leid, was für eine ineffiziente Art, sich zu ernähren, sich sein Futter zu jagen. Ein Wunder, hatten sie sich nicht längst selbst ausgehungert. Sie rief ihnen zu. Als sie die Stimme hörten, flohen die Maschu voller Panik ins Ufergebüsch. Wenn sie rannten, dann sahen sie putzig aus, wie Hunde mit viel zu dicken Hintern.

Omoi drehte sich noch einmal nach Osten zurück. Die ersten Strahlen der Sonne krochen eben über die Kuppe des Mont Puvis. Wie lange war sie nicht oben gewesen? Seit sie das kleine Tempelchen für Tsidan im Dorf errichtet hatten, gab es keinen Grund mehr, auf den Berg zu steigen – außer natürlich, um jemanden zu bestatten. Aber die Mai-té waren zäh und wurden oft sehr alt. In den letzten Jahren war in ihrem Dorf niemand gestorben, nicht einmal Ordasch, die schon in Omois Kindheit eine Greisin gewesen war, längst keine Zähne mehr hatte und doch immer noch in die Wipfel der höchsten Bäume stieg, um Biennester zu Boden zu schlagen und dann den Honig herauszukratzen. Ordasch konnte nie genug bekommen von dem süßen Stoff, sie ernährte sich fast ausschließlich von Honig. Die Stiche der Bienen, die sich für ihre Brut wehrten, schienen ihr gar nichts auszumachen. Gut möglich auch, dass sie die Tiere mit den zahllosen Runzeln ihres Leibes einfach millionenfach zerquetschte.

Das Dorf am Fuß des Mont Puvis war vom Ufer der Flùke aus nicht mehr zu sehen. Aber es war Omoi, als könne sie die Feuer riechen und den Duft der Rafine-Körner, die sich ihre Leute rösteten, um Hidùg aufzubrühen, das traditionelle Morgengetränk der Mai-té. Bald würden sie merken, dass ihre Anführerin nicht mehr da war. Was würden sie denken? Was würden sie tun? Würden sie eine Suche organisieren? Vielleicht hätte sie doch jemanden in ihre Pläne einweihen sollen. Andererseits...

Omoi rückte sich das Bündel auf der Schulter zurecht und marschierte los. Sie folgte dem Ufer der Flùke nach Norden, bis sie den gelben Stein fand, hinter dem der Pfad durch die Uidoscha abzweigte, den Stillen Wald. Sie hatte den Weg auch schon genommen, ein paar hundert Meter weit allerdings nur, zusammen mit ihrer Mutter. Und das war viele Jahre her. Die Mai-té mieden diesen Wald – auch wenn niemand die Gründe dafür kannte. Man sprach nicht darüber, ja man vermied es sogar, den Namen des Waldes auszusprechen. Doch der Pfad durch die Uidoscha war der einzige Weg zum Bladel Emùla. Und dieses Plateau musste man überqueren, um zur langen Ebene zu kommen und dann zu den rauchenden Bergen, hinter denen das Meer des Nordens lag, von dem ihr Oldisse erzählt hatte, die Urgroßmutter, kurz bevor sie starb. Seit ihren Kindertagen

wollte Omoi diesen Ozean sehen, die Küste mit den riesigen Felsen, die gewaltigen Wellen, den Felsenspringer mit den goldenen Zähnen, den Vogel Goblas und diesen kugelrunden Fisch, den man Fressak nannte.

Es war noch früh, sie hatte den ganzen Tag Zeit, das Plateau zu erreichen. Das sollte machbar sein, wenn sie den Weg nicht verlor. Omoi nahm den Bogen von der Schulter und betrat den Wald, der vor allem aus mächtigen Buchen mit dicken grauen Stämmen zu bestehen schien, ab und zu flankiert von Fichten, Kiefern und Lorbeerbäumen. Zu Beginn begleitete sie das gierige Gezwitscher der Vögel, die sich am Fluss ihr Frühstück besorgten. Es roch nach feuchtem Humus und nach Harz. Hummeln brummelten sich am Rand des Pfads von Blüte zu Blüte, dann und wann kreuzte ein stauziger Sonnenstachel ihren Weg. Mit der Zeit aber wurde das Licht immer grauer, der Untergrund härter und trockener. Nach einer Stunde waren da keine Blumen mehr. Vögel lebten offenbar nicht in diesem Wald und sogar die Insekten schienen ihn zu meiden.

Irgendwann hörte sie nur noch das Knarren der Bäume, ihren eigenen Atem, das Knistern und Surren in ihren Ohren. Sie legte die Linke um den Knauf ihres Schwertes. Das beruhigte sie, wie immer. Nach einer weiteren Stunde waren auch die Bäume verstummt. Omoi blickte in die Kronen hoch, wo vor einiger Zeit

noch das Spiel des Sonnenlichts über den Wipfeln erahnen konnte. Jetzt schien ihr, als sei das Wetter trüb geworden, als liege eine graue Decke dicht über dem Wald. Die wenigen Sträucher, die sich da und dort aus dem staubigen Boden quälten, trugen kaum Blätter. Gleichzeitig fiel ihr auf, dass der Duft von Humus und Harz verschwunden war, ja in diesem Wald schien es nach gar nichts zu riechen. Sie zog sich den Rand des Hemdes vor die Nase, in dem sie sonst immer verlässlich ihren eigene Ausdünstung fand. Nichts.

Eine Stunde später spürte sie erste Anzeichen von Erschöpfung. Ihre Hüfte und ihr Nacken schmerzten und sie hatte Hunger. Doch sie wollte hier keine Pause einlegen, also stopfte sie sich schnell einen gedörrten Pflirsich in den Mund und eilte weiter. Gedörrte Pflirsiche waren ihr der liebste Proviant, seit vielen Jahren schon. Verlässlich quetschten sie noch in die widrigsten Momenten ein Quäntchen Freude. Eines Tages hatte sie bemerkt, dass sie fast immer ein wenig lächeln musste, wenn sie einen getrockneten Pflirsich aß. Die Frucht aber, die sie jetzt zwischen ihren Zähnen wälzte hatte weder Süße noch Aroma.

Die Stille war seltsam, als sei etwas geschehen, vor langer Zeit, als sei jede Lust am Klang aus der Welt gewischt. Omoi räusperte sich und es hörte sich an, als sitze ihr jemand auf der Brust. Sie begann zu singen,

das Lied vom wandernden Rosenbusch, das sie so oft bei der Arbeit im Garten vor sich hin trällerte. Sonst stimmte sie diese luftig-süße Melodie immer fröhlich, heute aber klang sie kläglich, als würden alle Laute von einem Erdloch verschluckt oder als singe sie in einen Ledersack hinein. Es war ihr, als gäbe es keinen Raum für Töne in diesem Wald, als fehlte eine Dimension.

Vielleicht war das ganze Vorhaben sinnlos. Vielleicht war das Meer des Nordens gar nicht so gewaltig schön. Hatte ihr Oldisse bloss ein Märchen erzählt? War sie gar nie dort gewesen. Die alte Lügnerin! Wollte sich wohl nur wichtigmachen, auf Kosten ihrer kleinen Enkelin, die mit großen Augen da sass und alles glaubte. Sollte sie aufgeben? Zurückkehren in ihr Dorf? Was für eine freudlose Aussicht. Keine Spur von Erleichterung, nirgends. Ein Leben ohne rechte Würde. War sie nicht einfach die Dumme, die sich für die Gemeinschaft verantwortlich fühlte? Die Dumme, die sich mit verrückten Alten herumschlug und dabei selbst immer welker und weicher wurde? Die Dumme, die faule Eier fraß und dazu lächelte. Die Dumme, die nicht merkte, dass... Zum Glück, wahrscheinlich, nein sicher, sicher war es schon zu spät für eine Umkehr. Sie würde den Fluss nicht mehr bei Tag erreichen.

Vielleicht hatte alles keinen Sinn, vielleicht sollte sie sich einfach hinsetzen und warten, bis die wilden Tiere



kamen. Wenn es denn wilde Tiere gab in diesem Wald. Sicher gab es den Durst. Auf ihn war Verlass. Sie verlangsamte ihre Schritte, blieb stehen, lehnte sich gegen eine knorrige Buche mit einem riesigen Astloch, das schwarz wie ein ausgebranntes Auge in den Wald hinaus starrte. Sie ließ den Bogen sinken, schloss die Augen. Das Surren und Knistern in ihrem Kopf verwandelte sich allmählich in das Surren und Knistern des Waldes. Wie unerträglich laut diese Stille war.

Plötzlich hörte sie Stimmen, leise, hohe Stimmen. Sie sprachen, nein zischelten, nein sangen in einer Sprache, die sie nicht verstand. Hatte sie geschlafen? Sie öffnete die Augen. Die Stimmen waren weg. Der Wald war grau wie zuvor, doch in einer Entfernung von vielleicht zwei oder dreihundert Metern huschten bläuliche Lichter hin und her. Sie löste ihr Schwert aus dem Futteral, duckte sich und schlich auf das Geflacker zu, leise, ganz leise bewegten sich ihre Füße über den Waldboden. Nach einigen Schritten wurde sie plötzlich unsicher und drehte sie sich um. Sie durfte auf keinen Fall den Weg aus den Augen verlieren. Doch der Weg war verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Voller Panik rannte sie zurück, stolperte nach einigen Metern über eine Wurzel, flog durch die Luft und knallte mit dem ausgestreckten Schwertarm voran in den Staub. Sie rappelte sich hoch. Sie sah sich um. Woher war sie ge-

kommen? Von da? Von dort? Von jener Seite? Oder von dieser? Nach einigen Sekunden erst merkte sie, dass sie wieder auf dem Weg stand, genau bei dem Baum mit dem riesigen Astloch. Langsam beruhigte sich ihr Herz. Sie spähte zwischen den Bäumen hindurch, doch die Lichter waren weg. Sie horchte nach allen Seiten. Da waren keine Stimmen, da war nichts.

Omoi hob ihr Schwert vom Boden auf und ging weiter. Trotz des Zwischenfalls fühlte sie sich erfrischt. War es möglich, dass sie länger geschlafen hatte, angelehnt an den Baum? Das könnte bedeuten, dass der Tag schon weiter fortgeschritten war. Sie beschleunigte ihren Schritt. Auf keinen Fall durfte sie in diesem Wald von der Nacht eingeholt werden, auf keinen Fall. Sie sah nach oben. Die Kronen der Bäume waren lichtlos wie zuvor, der Himmel ein graues Tuch. Sie verfiel in einen Trab, bis ihr der Atem wie ein saurer Saft durch die Brust quoll. Ruhig, nur ruhig jetzt, es wäre gefährlich, sich völlig zu erschöpfen, man wusste nie... Sie begann zu zählen, 200 Schritte im Trab, dann zweihundert Schritte in normalem Gang. So würde sie das lange aushalten. Nach einer Stunde aber tat ihr die Hüfte wieder weh, dann die Knie und die Schulter. Also ging sie dazu über, nur noch hundert Schritte im Schnelgang zu laufen. Dann waren es bloss noch fünfzig. Irgendwann merkte sie, dass ihr auch das Zählen immer

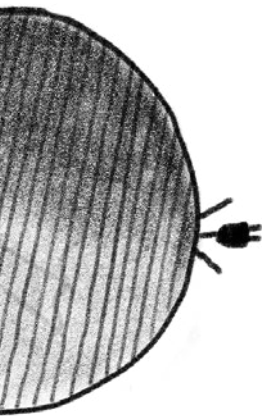
schwerer fiel. Trotzig murmelte sie die Nummern vor sich hin, als wären es Beschwörungsformeln, mit denen sich das Unheil abwenden ließe. War es möglich, dass sich der Himmel bereits verdunkelte. Kam jetzt schon die Nacht? Oder waren es nur ihre schweißverklebten Augen, denen alles noch düsterer vorkam als eben. Dann spürte sie, dass es kühler wurde. Jetzt war sie sich sicher, dass der Tag zuende ging.

Plötzlich flog ihr eine Ameise ins Gesicht, das erste Tier seit Stunden. Wenig später leuchtete ein Flecken Waldmeister aus dem staubigen Boden, dann standen Veilchen am Wegrand, aus der Ferne flötete ein Pirol und kurz darauf trat sie auf eine Hochebene hinaus, eine fette Wiese mit alten Fruchtbäumen da und dort. Es war tatsächlich schon Abend, doch der Himmel war nicht grau, sondern indigoblau und orange-gelb wie nach einem schönen Sonnentag. Bienen summten von Blüte zu Blüte, Eidechsen raschelten durch das Laub kleiner Büsche und ein Eichhörnchen sprang zischend von einer Haselrute zur nächsten. Zu ihrer Linken gurgelte sich ein Bächlein durchs Unterholz und rechts hackte sich ein Specht ungeduldig durch die Rinde eines Baumes. Weit unten im Tal lag ein Dorf, die Hütten waren eben noch zu erkennen, verschmolzen jedoch von Augenblick zu Augenblick mehr mit den dunklen Grün einer ausladenden Ebene voller Gärten. Dahin-



Der Gladjol (*Marsosus susurrans*) kommt auf Lemusa nur am Mont Puvis im Osten der Musmak vor.<sup>1</sup> Das Tier hat einen Rüssel wie die *Curculionidae* (Rüsselkäfer), gehört aber gleichwohl zur Familie der *Candeniidae*, der lemusischen Leuchtkäfer. Der Gladjol wird meist etwa 22 mm lang. Er fällt durch seine kräftigen Zangen, seinen ballonartigen Hinterleib und seine verhältnismäßig kleinen, weit vorne sitzenden Beinchen auf. Sein Körper enthält ein Luciferin, das mit Adenosintriphosphat und Sauerstoff reagiert und dabei Energie in der Gestalt eines grünlichblauen Lichts produziert. Es wird am unteren Ende seines Hinterleibs sichtbar, wo der Panzer durchlässig ist. Diesem Licht verdankt das Tier auch seinen Namen, der auf lemusisch *gladj* («blau») zurückzuführen ist.

Der Gladjol ist vor allem nach Einbruch der Dunkelheit aktiv. Er ernährt sich ausschließlich von Früchten mit hohem Zuckergehalt.



Kommen viele Gladjols zusammen, produzieren sie mit ihren Flügeldecken ein summendes Geräusch, das offenbar bei der Partnerauslese eine Rolle spielt.

Der Gladjol dürfte erstmals vor allem im Maschosium<sup>2</sup> häufig anzutreffen gewesen sein, denn in dieser sehr warmen und feuchten Zeit wuchsen auf der Insel überall die süßesten Früchte. Am südöstlichen Abhang des Mont Puvis hat man 2020 zufällig Malereien aus der Zeit um 900 v. Chr. entdeckt.<sup>3</sup> In einer Szene, die sich besonders gut erhalten hat, ist vermutlich ein Käfer zu sehen, der von einer menschlichen Figur beobachtet wird. Laut Forschung handelt es sich dabei mit großer Wahrscheinlichkeit um einen Gladjol. Die Malerei wird der Kultur der Mai-té zugeordnet, die seit dem 12. Jahrhundert v. Chr. am Mont Puvis nachgewiesen werden kann. Welche Bedeutung der Käfer möglicherweise in ihren Kulturen einst gespielt hat, ist nicht bekannt.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Karol Zhuki: *Karabé. Un manuel pour voyager dans le monde des coléoptères de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2016 [3., 1.1999]. S.62.

<sup>2</sup> Das Maschosium ist ein klimatisches Zeitalter der Insel Lemusa, das 1200 v. Chr. beginnt und im Jahr 33 endet. Coni Fuson: *Temps variables. Les époques climatiques de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 1966. S.43f.

<sup>3</sup> Olovine Pualle: *Un petit flash et un grand coup de chance. Les peintures murales découvertes dans la grotte Radjalek*. In: *Liberté*. Dienstag, 14. Juli 2020. S.17.

<sup>4</sup> Heute verehren die Mai-té einen anderen Käfer, den Bloscha (*Gymnetis flavomarginata lemusana*).

ter musste vor Sekunden erst die Sonne verschwunden sein. Das kam ihr einen Moment lang seltsam vor, denn eigentlich hätte sie auf der anderen Seite untergehen müssen, lag das Emùla-Plateau doch im Westen der langen Ebene.

Ob sie ins Dorf hinuntersteigen sollte? Sicher würde man ihr ein Lager offerieren, warmes Essen. Andererseits konnte es aber auch sein, dass die Leute ihr nicht freundlich gesonnen waren. Die Mai-té hatten keinen Kontakt mit den Menschen nördlich der Uidoscha, des Stillen Waldes. Ja, Omoi war sogar erstaunt, dass hier am Fuß des Plateaus überhaupt Menschen lebten. Sie hat nie von einem Dorf in dieser Gegend gehört.

Plötzlich griff die Erschöpfung mit solcher Wucht nach ihr, dass sie sich unverzüglich unter einem Pflaumenbaum auf den Boden setzen musste. Nein, sie würde jetzt nicht in das Dorf hinabsteigen. Sie brauchte Ruhe, sofort. Mit Mühe streifte sich Omoi den Beutel vom Rücken und kramte ein paar gedörrte Pflirsiche daraus hervor. Sie schmeckten süß und aromatisch, aber nach den ersten Bissen fühlte sie sich so müde, dass ihr die Hand mit den Früchten zu Boden sank. Bleischwer, alles. Sie spürte, wie ihr der Kopf auf die Brust fiel, wie ihr der Körper zur Seite sackte – und ließ es geschehen. Ein Kitzeln am Daumen brachte sie dazu, die Augen nochmals zu öffnen. Sie sah einen blauen Leuchtkäfer,

einen Gladjol, der versuchte, sich mit seinen Zangen ein Pfirsichstückchen von ihrer Haut zu greifen. Seltsam, sie hatte immer geglaubt, diese Tiere gäbe es nur am Mont Puvis. Sie schaute dem Käfer nach, wie er mit der fruchtigen Beute langsam durchs Gras davon wackelte, wie das grünlichblaue Leuchten seines Rückenpanzers sich allmählich in Aureolen auflöste, mit dem dunklen Braun der abendlichen Wiese verschwamm, kleiner und kleiner wurde, endlich nur noch ein schimmerndes Pünktchen war...

... und sich plötzlich vervielfältigte, zu hüpfen begann, zu sprühen, zu pulsieren, zu tanzen. Waren da nicht wieder Stimmen zu hören? Und Musik? War da ein Fest im Gange? Omoi drehte sich auf den Bauch und kroch dem Käfer nach, gut gedeckt durch das hohe Gras. Bald gelangte sie auf einen kahlen Felsen, wo sich Dutzende, Hunderte, Tausende von Gladjols tummelten. Sie sprachen alle übers Wetter, aber mit einem Ernst, als hänge ihr Leben davon ab. Gleichzeitig rieben sie ihre Flügel so aneinander, dass es klang, als fahre man mit einem Tuch auf einem Xylofon hin und her. Und dann fingen sie an zu tanzen. Doch nein, das war kein Tanz, sie schwingen sich vor und zurück, sie waren eine riesige Schaukel aus Tausenden von kleinen Körpern. Und plötzlich preschten alle gleichzeitig auf die Kante des Felsens zu. Omoi rannte mit, schneller

und schneller haspelten sich ihre Beine über den Boden, bis zum Ende – und dann sprang sie, sprang mit ausgestreckten Armen hinaus, in die Luft, ins Nichts.

Sie staunte, dass sie nicht fiel, dass ihre Arme sie wie Flügel in der Schwebelage hielten, wenn sie sich nur konzentrierte und ihre Handflächen kräftig spreizte. Unter ihr türmten sich gewaltige Felsmassen. So etwas hatte sie noch nie gesehen: schwarze, von silbernen Adern durchzuckte und von giftgrünen Algen bespuckte Brocken, wie von Gigantenhand gegen das Ufer gedrückt. Ebenso gewaltige Wellen donnerten golden und schwefelgelb auf die Küste zu, ballten sich kurz vor dem Ziel zu mächtigen Wasserfäusten zusammen und hieben auf die Steinkolosse ein, um sogleich mit einem dumpfen Knallen zu zerstäuben, sich erneut zu Walzen aufzurollen, aufzuwuchten. Es war, als ramme der Ozean wieder und wieder mit dampfender Wut seine Schultern gegen das Land.

Als Omoi die Augen aufschlug, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Hatte sie gestern das Bett aus Zweigen, Laub und Gras überhaupt bemerkt, auf dem sie lag? Nach dem Werk eines Tiers sah das nicht aus. Irgend ein Mensch musste es sich vor nicht allzulanger Zeit hier sehr gemütlich eingerichtet haben. Was für ein Zufall, hatte sie sich ausgerechnet diesen Baum ausge-



sucht. Das bequeme Lager war zweifellos der Grund, warum sie bis weit in den Tag hinein schlafen konnte, was sonst gar nicht ihren Gewohnheiten entsprach. Vielleicht war auch der Stille Wald daran schuld. Gut, hatte sie diesen Teil des Weges hinter sich.

Der Traum kam ihr in den Sinn, der Flug, die schwarzen Schroffen, das Tosen der goldenen Wellen. In ein paar Tagen würde sie die Küste des Nordens erreichen. Ob die Felsen wohl wirklich so dunkel waren wie in dieser Nacht?

Jetzt wehte ihr der Wind etwas Rauch aus dem Dorf unter die Nase. Da wurde Brot gebacken, wie es schien. Omoi beschloss, doch hinunter zu steigen. Sicher konnten ihr die Leute etwas sagen über die Strecke, die vor ihr lag. Vielleicht konnten sie ihr auch etwas Proviant mitgeben. Sollten sie sich indes als unfreundlich entpuppen, dann würde sie einfach verschwinden.

Je weiter Omoi ins Tal hinab gelangte, desto vertrauter kam ihr alles vor. Und doch war sie sicher, dass sie noch nie im Norden des Stillen Waldes gewesen war. Auch die Düfte in der Luft waren ihr nicht fremd, ihre Füße schienen den Boden zu kennen, ihr Kopf den richtigen Weg. Doch erst als sie bei den ersten Hütten anlangte und den gelben Mast mit den Zweigen und Muscheln sah, der die Dächer weit überragte, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: Sie war in ihrem eigenen Dorf.

Fröhlich winkten ihr die Leute zu und niemand schien überrascht, sie zu sehen. Otubi, die alte Heilerin, sass vor ihrer Hütte und braute Bier. Zwei Männer trugen mit vor Aufregung rosigen Gesichtern eine lange Blumengirlande durchs Dorf. Zwei andere waren damit beschäftigt, einen ganzen Berg von toten Wachteln zu rupfen. In einem riesigen Topf simmerte würzige Erbsensuppe vor sich hin – Immaschlaprasch! Es roch nach Fisch, nach Ingwer, nach Knoblauch, nach gerösteten Wurzeln, nach Pilzen und der Schale von Zitrusfrüchten. Die Vorbereitungen für das Frühlingsfest waren in vollem Gang. In einer Stunde würden aller Augen auf sie gerichtet sein. Und sie würde als Erste das einjährige Ei köpfen. Wie jedes Jahr.

# Freund mit Helm

**Eine Käfergeschichte aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.**

Lar zuckte zusammen, ließ seinen Ball fallen, rannte aus dem Hof durch die Küche ins Zimmer, kroch unters Bett und drückte sich gegen die Wand. Er versuchte, nicht zu keuchen, presste seinen Atem zur Ruhe, krallte eine Hand auf sein Herz, um die laute Wucht der Schläge zu dämmen, zog die Knie an und kniff die Augen zu. Er horchte. Zunächst schien da nur das Rascheln der Blätter, die der Wind im Hof hin und hertrieb. Dann aber schälte sich aus diesem Rascheln ein metallisches Zischeln heraus, als ziehe jemand mehrere Messer an einer Schnur übers Pflaster. Das mussten die Krallen der Xixara sein: halb Mensch, halb Vogel, mit einem dicken Schwanz, den sie wie eine Keule durch die Luft schwingen konnte. Zum Glück hatte er sofort gemerkt, dass die Bestie über dem Hof kreiste, den richtigen Moment abwartend, um sich herabzustürzen, sich in seinem Nacken zu krallen, ihren Schnabel in seinen Kopf zu hacken, ihm mit der Schwanzkeule den Rücken zu brechen.

Ein erdiger, holziger, herber Duft kroch zu ihm unters Bett, süßlich, aber böse. Das musste die Ausdünstung der Xixara sein, offenbar wartete sie im Hof darauf,

dass er sich wieder zeige. Vielleicht war sie zu groß, um durch die Türe ins Haus zu kommen. Oder sie konnte sich nicht entscheiden, welchen Eingang sie nehmen sollte. Wie gerne wäre er kleiner gewesen, so klein, dass er sich hinter den Bettpfosten hätte quetschen können. Er drückte sich noch stärker gegen die Wand, zog seinen Helm noch tiefer ins Gesicht.

Den Helm hatte er vor zwei Jahren von seinem Großvater bekommen. «Damit du keine Angst mehr haben musst vor dem, was aus der Luft kommt», hatte er gesagt. Opa war der einzige, der ihn verstanden hatte, der sie auch schon gesehen hatte, die Xixara. Seither hatte er den Helm nie wieder ausgezogen. Auch nicht, als man Opa beerdigte. Ein Onkel wollte ihm am Grab den Schutz vom Kopf reißen, aber er hatte sich gerade noch ducken können, war davon gerannt. Großvater sei gestorben, weil er alt gewesen sei, wollte man ihm glauben machen. Aber Lar wusste genau, dass es eine Xixara gewesen war.

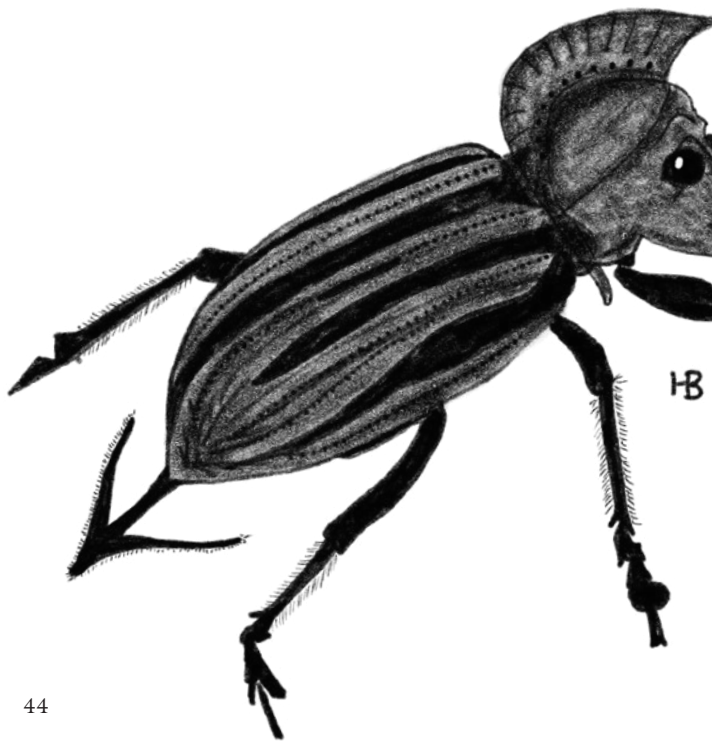
Plötzlich hörte er Schritte, ein metallisches Klimpern, das näher und näher kam. Dann schneller Atem. «Lar! Komm heraus, Lar!» Es war seine Mutter. Aber seine Mutter war nicht mehr seine Mutter. Sie hatte sich verändert, seit Vater verschwunden war. Sie war nicht mehr geduldig. Ihre Stimme war immer zu laut, zu heftig, hatte zu viel Druck, als wolle sie ihn zu etwas

drängen, als sei sie böse, verärgert, kurz davor, die Beherrschung zu verlieren. «Das war nur eine Waldkrähe, Lar, eine gewöhnliche Waldkrähe.»

Jetzt sah er ihre Füße, die Sandalen, die goldenen Reife an ihren Gelenken. Warum trug sie solchen Schmuck? Das taten sonst nur die ganz jungen Frauen im Dorf. Hatte das etwas mit den Männern zu tun, die ins Haus kamen, wenn Mutter glaubte, dass er nicht da sei, dass sie ihn erfolgreich dazu hatte überreden können, im Wald zu spielen, mit den anderen Buben aus dem Quartier. Lar mochte die anderen nicht, das waren keine Freunde, die waren dumm und sie verstanden nichts. Darum ging er nie wirklich in den Wald, schlich sich immer heimlich wieder ins Haus und kroch in sein Versteck.

Manchmal legte sich die Mutter mit den Männern aufs Bett. Und dann ging immer ein Stöhnen und Röcheln los, ein Rütteln und Klatschen. Wenn die Männer da waren, dann verwandelte sich seine Mutter vollständig in eine Bestie, die eine ganz andere Stimme hatte und in einer unbekanntenen Sprache keuchte und schrie, von der er nur ab und zu ein einzelnes Wort verstand. Manchmal dachte er, sie würden den Männern den Kopf abbeißen, ihnen die Eingeweide aus dem Leib fressen, sie verschlingen. Aber wie durch ein Wunder blieben alle ganz und manche lächelten sogar,

Der Holokién (*Craniphorus circuitus*) ist ein Karabé, den man auf ganz Lemusa antreffen kann, besonders häufig aber kommt er in den Ebenen zwischen Mont Mik und Mon Majorin vor.<sup>1</sup> Das Insekt aus der Familie der *Ouralonchidae* wird bis zu 44 mm lang und fällt durch seinen seltsam geformten Schädel auf, der wirkt, als trage es einen Kriegerhelm. Dabei handelt es sich um ein Element, das vor allem der Tarnung dient, denn der Holokién gräbt sich gerne bis auf den Kopf zwischen Kieseln ein. Der Helm sieht dann aus wie ein kahles Ästchen, das zwischen den Steinen feststeckt, keine interessante Beute für hungrige Mäuler und Schnäbel.





Eine Besonderheit des Tiers ist auch der pfeilartig geformte Schwanz. Bei der Eiablage bohrt sich der Holokié damit ein Loch in den Boden und hakt sich fest. In der Regel ist dies das letzte Kapitel in seinem Leben. Will man den Leib von der Eiablage entfernen, dann bricht der Schwanz ab.

Der lemuische Name ist eine Anspielung auf die Kopfform des Karabé: Holokié kommt von *holok* und bedeutet wörtlich «Helmchen».

*Craniphorus circuitus* dürfte schon im Maschosium<sup>2</sup> auf der Insel anzutreffen gewesen sein. Die Archäologen Etienne Hofmann und Honorée Plontisse glauben sogar, dass der Holokié auf einem Wandbild aus der Kase Pipian dargestellt sein könnte. Tatsächlich findet sich da eine Figur mit einem helmartigen Kopf, einem lanzenartigen Schwanz und sechs dünnen, nach allen Richtungen hin ausgestreckten Beinen. Die Bilder der Villa stammen aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. Der Käfer wäre also für jene Zeit auf der Insel verbrieft. Die Forschenden räumen jedoch ein, dass es sich bei der Darstellung aus der Villa «ebenso um ein reines Fabelwesen handeln könnte, von dem wir weder Namen noch Bedeutung kennen».<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Karol Zhuki: *Karabé. Un manuel pour voyager dans le monde des coléoptères de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2016 [3., 1. 1999]. S. 191.

<sup>2</sup> Coni Fuson: *Temps variables. Les époques climatiques de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 1966. S. 43f.

<sup>3</sup> Etienne Hofmann, Honorée Plontisse: *Des êtres fantastiques. Les peintures de la maison dite de la Colombe*. In: *Cahiers du musée historique*. Port-Louis: 2021, Heft 2. S. 88.

wenn sie wieder gingen, als hätten sie einen schönen Traum gehabt.

«Lar! Lar?», rief die Mutter wieder in den Raum – und dann, zur Türe gewandt: «Komm rein, ich glaube, er ist in den Wald gerannt.» Ein zweites Paar Füße erschien, auch in Sandalen, aber größer und behaart. «Wie schön du bist», murmelte eine tiefe Stimme, «dein Hals, deine Haut, deine Lippen, mein Gott, deine Lippen. Und wie gut du riechst.»

Die Füße seiner Mutter schlüpfen aus den Sandalen. Ihre Zehennägel glänzten, denn sie polierte sie fast täglich mit einem Stein, den sie von einer Händlerin aus dem Süden der Insel hatte. Jetzt stand sie direkt vor dem Bett, stellte sich auf die Zehenspitzen. Ihre Füße waren hellbraun, ihre Sohlen aber waren rötlich, wie Schweinefleisch.

Wahrscheinlich war sie gar nicht seine Mutter, nicht mehr. Alle anderen Mütter waren dick und kümmerten sich ständig ums Essen oder rannten ihren Kindern nach. Seine Mutter aber war dünn und kochte nie. Sie kaufte das Essen bei Culina ein, der im Zentrum der Stadt vom frühen Morgen an eine ganze Reihe von Töpfen auf einem länglichen Ofen stehen hatte. Töpfe, aus denen es herrlich duftete, wenn nicht gerade etwas angebrannt war, was öfters geschah – vor allem gegen Abend, wenn Culina schon viel von dem Wein getrun-



ken hatte, den man am Ufer des großen Flusses anbaute. Mutter kaufte immer zu viel von dem Essen, dann stand es tagelang in der Küche herum, bis sich die Käfer und die Würmer darüber hermachten.

Auch hier unterm Bett gab es Insekten. Er beobachtete sie, wie sie sich vorsichtig über den Boden tasteten und beim kleinsten Lufthauch blitzschnell in den Mauerritzen verschwinden konnten. Ein ganz besonderer Käfer, der unter einem Pilz neben dem hinteren Bettpfosten wohnte, war sein Freund. Es war mutiger als die anderen, trippelte manchmal minutenlang auf seiner Handfläche hin und her, tastete und knibbelte seinen Poren mit kleinen Antennen ab. Lar fragte sich, was er wohl schmecke. Reste von dem Linsenbrot vielleicht, das er zum Frühstück gegessen hatte? Sein Freund trug eine Art Helm auf dem Kopf, ganz wie Lar selbst, so sah es auf jeden Fall aus. Er hatte einen Schwanz, der wie ein Pfeil oder ein Speer geformt war, sicher konnte er sich damit verteidigen, Schmerzen zufügen. Doch wenn er mit der Lanze über die Haut von Lar fuhr, dann war das ein ganz sanftes, ein angenehmes Gefühl. Sein Freund würde ihm nicht wehtun, nie.

Lar glaubte sogar, dass er im Haus von Eli das Bild eines ähnlichen Käfers gesehen hatte. Eli war der Sohn des reichsten Kaufmanns der Stadt. Er wohnte in einer riesigen Villa am kleinen Fluss. Alle Wände waren mit

Malereien verziert: Blumen, Fruchtschalen, Vögel, vor allem aber Ungeheuer. Lar hatte Angst vor diesen Figuren, nur den Käfer mochte er. Als Eli merkte, dass er sich vor den Bildern fürchtete, lachte er ihn aus. Er holte sogar seine zwei Schwestern, um ihnen den Angsthasen zu zeigen. Seither versteckte sich Lar, wenn er Eli kommen sah.

Auch Elis Vater war schon einmal bei der Mutter gewesen. Er war so schwer, dass Lar sich an den Rand seines Verstecks drücken musste, um nicht vom Bettrost zerquetscht zu werden. Zu Beginn roch der Vater stark nach einem Parfum, nach Veilchen und Rosen, dann aber mischte sich mehr und mehr der Geruch von Schweiß in den Blumenduft. Lar musste sich die Nase zuhalten.

Er beneidete die Käfer um ihren Panzer, der sie vor Schlägen schützte. Die Tiere waren zudem so klein, dass sie sich leicht überall verbergen, sich unsichtbar machen konnten. Wenn ihnen trotzdem etwas zu nahe kam, dann fuhren sie einfach ihre Flügel aus und surrten davon.

Über ihm wurde es laut. Seine Mutter keuchte in einer fremden Sprache, es klang, als treibe sie wütend einen Esel an. Hatte sie sich in Xixara verwandelt, war es ihr dicker Schwanz, der wieder und wieder gegen das Bett schlug? War da nicht abermals dieser böse, süßlich-erdige Duft?

Noch nie hatte seine Mutter unters Bett geschaut. Zum Glück. Sie war zu stolz, auf die Knie zu gehen. Wahrscheinlich wusste sie gar nicht, dass es unter ihrem Bett eine Höhle gab, in der Lar und seine Freunde wohnten. Lar fühlte sich geborgen. Sollte sie eines Tages doch auf die Idee kommen, unter dem Bett nach Lar zu suchen, dann würde sie ihren Sohn da nicht finden, nur einen Käfer mit einem Helm.



# Reise zum Rand der Welt

**Eine Käfergeschichte aus dem 3. Jahrhundert**

Er sprang über die kleine Mauer mitten in den Garten hinein, zog blitzschnell sein Schwert, stach ihn ohne Zögern mitten ins Herz, schlug ihm den Kopf ab und hackte ihn dann mit einem wuchtigen Streich der Länge nach in zwei Teile. Zufrieden fuhr er mit seinem Daumen über die Klinge, sie war wirklich höllisch scharf, dann schob er die Waffe in ihre Scheide zurück und drückte sie an seiner Hüfte in Position. Da gab es keine Zweifel mehr: Er war bereit.

Tened stieg über die Teile des zu Boden geschnetzelten Kohls hinweg. Der Gärtner würde keine Freude haben, doch es ging hier um mehr als etwas Grünzeug, es ging um die Mission, das größte Abenteuer, das die Variser je unternommen hatten, seit Menschengedenken. Und er war dabei, er gehörte zu den Männern, obwohl es noch kein Jahr her war seit seiner Reitiniach, seiner Aufnahme in den Bund. Aber er war bei den Prüfungen ja auch besonders tapfer gewesen und klug. Alle hatten sie das gesagt, auch die Alten.

Beschwingt eilte er auf die kleine Klippe hinaus, welche die Mündung der Dauphine um ein paar Meter überragte und einen weiten Blick über den Ozean bot.

Nach ein paar Schritten zog er wieder sein Schwert und ließ es in Achterschlaufen durch die Luft rasen, als gelte es, einen Korridor durch einen Haufen unsichtbarer Feinde zu schlagen. An Rand der Klippe stieß er die Klinge in den Himmel, drückte die Augen zu, presste sich den letzten Schnauf aus der Lunge und brüllte «Odoooooom! Odoooooom!»

Sein Schrei war noch nicht verhallt, da kam schon die Antwort. Odom, der höchste Gott der Variser klatschte wie wild, klatschte ihm mit zahllosen Händen zu. Erstaunt riss Tened die Augen auf und musste lachen. Vor seinen Füßen tapsten sich zwei Dutzend Wollseekühe voller Schrecken über die Uferfelsen in Richtung Meer. Ihr schweren Körper schwabbelten hin und her, ihre Flossen rutschten und platschten über die Steine, ihre langen Haare huschelten ihnen wie Knäuel dünner Würmer durch die Ritzen zwischen den Kieseln nach – und ihre riesigen Lippenschnauzen tanzten auf und ab, schmatzten, gurgelten, röchelten sich panisch davon.

Tened sah aufs Meer hinaus. Da war nichts, nirgends, so weit er sehen konnte, überall nur die Wasser des Aramach, des Allozeans, in dessen Zentrum der Loch lag, der Boden der Menschen, der Variser. Ab und zu glitzerte da der Buckel eines Wals auf, der sich gemächlich vor der Küste hin und her bewegte. Sturmvögel ließen sich von den Winden kreuz und quer durch

die Luft schleudern, dunkelgraue Zeichen vor dem hellgrauen Himmel. Ein paar Pfeilschnäbel kreisten über einer bestimmten Stelle, wahrscheinlich folgten sie einem Gringri-Schwarm, die kleinen Fische waren um diese Zeit des Jahres oft vor der Küste anzutreffen.

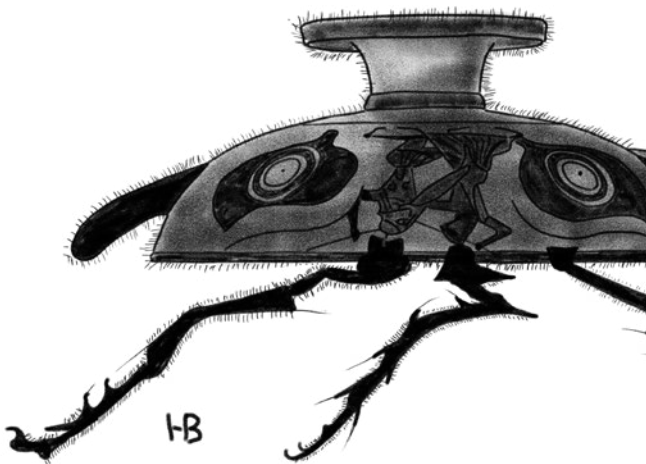
Morgen früh würden sie das lange Boot ins Wasser schieben, an dem sie mehr als ein Jahr gearbeitet hatten. Sie würden zu den Rudern greifen und mit ganzer Kraft lospaddeln, hinaus in den Aramach, dreissig Männer, die Mutigsten, die Besten. Und Tened war dabei.

Ob er sich ab und zur umdrehen würde? Ob er sehen würde, wie die Häuser, wie das Land, wie die Küste kleiner wurde, wie der Loch erst verschwamm und dann verschwand? Vielleicht war es besser, sich auf das zu konzentrieren, was vor ihm lag. Nur was lag vor ihm? Worauf steuerten sie zu?

Und wenn Kaschili sich täuschte? Die Seherin war doch schon sehr alt und redete oft wirres Zeug – auch wenn das außer Tened niemand zu bemerken schien. Wenn ihre Träume sie an der Nase herumführten? Wenn die Geister sich einen Jux mit ihr erlaubten? Andere Küsten hatten sie ihr vorgegaukelt, andere Menschen, keine Variser, Menschen mit roter, mit schwarzer, mit goldener Haut und langen Armen, Haaren aus Silber und blau leuchtenden Augen. Freundliche Wesen, da war sich Kaschili ganz sicher. Aber wenn das nur Phan-

Den Baula (*Kuelix sipiens*) trifft man ausschließlich ganz im Süden von Lemusa an – wenn man Glück hat, ist der Käfer doch äußerst selten.<sup>1</sup> Das auffälligste Merkmal des Insekts aus der Familie der *Ructapaterae* ist sein Rückenpanzer, der an eine umgekehrte Fruchtschale erinnern kann. Der Panzer ist jedoch bei jedem Tier etwas anders geformt. Auch seine Zeichnung ist sehr individuell. Sie erinnert oft an das geometrische Muster eines orientalischen Teppichs, manchmal glaubt man aber auch, Figuren, ja ganze Szenen darin zu erkennen. Der Baula kann bis zu 65 mm (ohne Fühler) lang werden. Er ernährt sich vor allem von Baum- oder Fruchtsäften, frisst aber auch sonst alles, was Zucker enthält. Er legt seine Eier ausschließlich in Gebieten ab, wo ausreichend Zuckerquellen zur Verfügung stehen. Er ist sehr wählerisch, mitunter kann es Jahre dauern, bis er eine geeignete Stelle findet, wobei sich die Kriterien offenbar von Individuum zu Individuum unterscheiden. Auch dank dieser Ansprüche gehört der Baula zu den langlebigsten Käfern von Lemusa.

Der Baula lebte auf jeden Fall schon im Kambiasium<sup>2</sup>, kommt er doch im sogenannten *Codex fuscinatorum* vor, dem wichtigsten Buch der Variser, die bis in 6. Jahrhundert hinein den Süden der Insel beherrschten.<sup>3</sup> Bei den Vorbereitungen zu der großen Reise, die der Kodex beschreibt,





machen sich die Männer Sorgen, dass ein Baula heimlich mit an Bord gelangen könnte, was offenbar Unglück bringen würde. Auch der Name des Käfers geht auf die frühen Bewohner des Südens zurück. Auf Labha, der Sprache der Variser, bedeutet *baula* soviel wie «Schüssel».

<sup>1</sup> Karol Zhuki: *Karabé. Un manuel pour voyager dans le monde des coléoptères de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2016 [3., 1.1999]. S.205.

<sup>2</sup> Das Kabiasium ist ein klimatisches Zeitalter der Insel Lemusa, das 33 n. Chr. beginnt und im Jahr 486 endet. Coni Fuson: *Temps variables. Les époques climatiques de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 1966. S.55f.

<sup>3</sup> Julia Rudolphini: *Le «Codex fuscinatorum» de Castebar – des faits historiques et des légendes populaires*. In: *Revue historique*. Nr.82. Port-Louis: Presses universitaires de Lemusa, 2015. S.205.



tome auf Phantomland waren? Wenn da draußen doch nichts war, nichts als Wasser, wie das die Alten behaupteten, seit Menschengedenken? Was würde passieren, wenn sie an den Rand des Aramach kämen, zur Klitli, wo die Wasser zurückgeworfen werden? Würden sie einfach abrutschen? Würden sie in den Faig hinaussehen können, in die Unendlichkeit ohne Licht? Würden sie Odom begegnen?

Wäre es das Ende? Was wäre das Ende? Würde es sein, als wären sie tot? Nein. Der Mut würde sie nicht verlassen. Sie würden in die Dunkelheit blicken, sich umkehren und dann einfach zurückrudern. Sie würden durchhalten. Sie waren Männer. Und eines Tages würde der Loch wieder vor ihnen auftauchen. Sie würden als Helden gefeiert werden. Und sie würden sicher wissen, dass sie die einzigen waren, für alle Zeiten.

Tened griff in sein Hemd und holte die kleine Bast-schachtel mit dem Baula hervor. Sorgfältig hob er den Deckel hoch. Sofort streckte ihm der Käfer seine langen Fühler entgegen, stellt die Vorderbeine auf den Rand des Körbchens, knibbelte mit den Zangen, legte den Kopf schräg und sah ihn an. Baulas hatten einen speziellen Status bei den Varisern. Sie waren sehr selten und sie waren äußerst wählerisch, was den Ort ihrer Eiablage betraf. Sie wurden deshalb oft viele Jahre alt,

galten als weise und als Diener von Sedach, der Gottheit des Bodens. Manche folgten ihnen stundenlang durchs Gehölz, weil sie glaubten, sie würden sie zu den Orten mit den besten Pilzen führen. Andere meinten, wer ihnen nachsteige, stoße auf Quellen mit heilemdem Wasser oder werde durch Lichtkorridore geführt, erhalte Einblick in höhere Sphären. Eigentlich war es verboten, einen Baula einzufangen. Denn es hieß, dass der Baula zwar seinem Besitzer Glück bringe, dessen Umgebung aber Leid und Elend. Trotzdem hatte Tened sich nicht daran hindern können, den Käfer für sich zu fangen. Seit dem letzten Vollmond schon trug er ihn Tag und Nacht ganz eng an seinem Körper, verbarg er ihn in seinem Hemd, niemand hatte etwas gemerkt.

Tened hatte den Käfer nur wenige Meter vor dem Semilch gefangen, der Grenzlinie, die kein Variser je überschritt. Was jenseits des Semilch lag, konnte niemand sagen – man wusste nur, dass aus dem Semilch die Nacht kam. Und, dass es mehr als nur den Tod bedeutete, den Semilch zu überschreiten: Qualen unvorstellbarer Art. Alle Variser kannten die Geschichte von Lallulit, dem Spötter, der vor vielen Jahren den Semilch überquert hatte. Stunden später verfärbte sich das Wasser der Dauphine rot. Und dann trieben seine Zehen den Fluss hinab, zuckend, denn sie waren noch am Leben. Später kamen seine Hände und griffen noch blind

und verzweifelt aus dem Wasser in die Luft. Es dauerte viele Stunden, bis endlich der Kopf...

Seit Tagen überlegte Tened, ob er den Käfer mitnehmen sollte auf die große Fahrt. Es konnte nicht schaden, einen Glücksbringer dabei zu haben. Außerdem hatte er fast so etwas wie Zuneigung zu dem Tier entwickelt. Manchmal meinte er, in diesen großen schwarzen Augen einen Reflex auf seine eigenen Gedanken zu erkennen, vielleicht eines Tages sogar eine Antwort auf die vielen Fragen darin zu finden, die ihn beschäftigten. Waren die Baulas nicht alte, weise Tiere, die mehr wussten über die Welt? Andererseits, wenn der Käfer nur ihm Glück brachte, wenn er wirklich eine Gefahr für die Männer in seiner Umgebung darstellte... schließlich sassen ja doch alle im selben Boot.

Es musste sein, beschloss Tened und setzte das Bastkörbchen so auf den Boden, dass der Baula bequem herausspazieren konnte. Doch offenbar wollte der Käfer seine Freiheit nicht, blieb stur in dem Schächtelchen stehen. Tened musste mit dem Finger gegen den Bast klopfen, den Käfer richtiggehend aus seinem Käfig schütteln. Endlich wackelte er heraus, tat ein paar Schrittchen, breitete die Flügel aus und flog davon. Das war sehr ungewöhnlich, denn Baulas waren bekannt dafür, dass sie nur sehr widerwillig ihre Flügel einsetzten, lieber mühten sie sich mit ihren langen Beinchen durchs

Gelände. Sein Baula hatte keinen Moment gezögert, nicht einmal andeutungsweise, als habe es nie eine Verbindung, nie eine Gefangenschaft, nie einen Menschen in seinem Leben gegeben. Hatte all dies keinerlei Bedeutung für das Tier? Hatte es bereits alles vergessen? Tened fühlte sich zurückgelassen. Dabei war er es doch, der aufbrechen würde, der alles hinter sich ließ.

Er schaute dem Käfer nach. Der Baula flog direkt aufs Meer hinaus, als habe er ein Ziel vor Augen. Dann aber kurvte er plötzlich zurück in Richtung Land, zischte ein paar Handbreit über Teneds Kopf hindurch, brummte auf den Kohlgarten zu und war verschwunden. Hinter dem Garten stieg jetzt eine feine Rauchschwade in den Himmel auf. Sicher war seine Mutter dabei, das Abendessen zu kochen. Seine letzte warme Mahlzeit. Wie klein sich sein Herz auf einmal anfühlte – und wie heftig es gegen seine Rippen schlug. Er fasste nach dem Griff seines Schwertes und drückte ihn fest. Es war gut, dachte er und musste lächeln, er hatte jetzt einen neuen Freund.



# Falsche Gottheiten

## Eine Käfergeschichte aus dem 7. Jahrhundert

Melia spuckte über die Reling und sah dem weißen Schäumchen nach, das sich langsam der Bordwand entlang drückte, allmählich auseinander quoll, sich aber erst hinter dem Heck ganz im Wasser auflöste. Bei dem Tempo würden sie noch wenigstens drei Stunden nach Hause brauchen. Plotola, die am Ruder sass, stützte sich mit verschränkten Armen auf die Pinne. Der Hut war ihr vom Kopf gerutscht, sie hielt die Augen geschlossen, schien zu schlafen. «Ich hoffe, die Sonne verbrennt dir die Nase», dachte Melia grimmig, «hättest du gestern wie abgemacht Okanos geopfert, dann hingen wir jetzt vielleicht nicht in einer Flaute fest.»

Ihre Steuerfrau glaubte seit einigen Monaten nicht mehr an die alten Götter. Sie hatte deshalb auf das übliche Ritual mit den Fischen verzichtet und stattdessen nur ein paar Körner auf einen Stein gelegt, für eine Gottheit namens Hawuschan, die den Menschen in der Gestalt eines Vogels erschien. Melia musste lachen. Ganz offenbar hatte Plotolas Vogel die Körner nicht gefunden – oder einfach wichtigere Dinge zu tun.

Laimute versuchte immer noch, die Reste einer Seespinne aus dem Netz zu lösen. Das riesige Tier hatte

heftig gekämpft und sich dabei grausam in den Maschen verheddert. «Lass es doch», rief Melia ihr zu, «du wirst das hier an Bord nicht schaffen. Wir machen das morgen an Land, wo wir das Netz ausbreiten können.» Aber Laimute sah sie nur missmutig an, pulte und popelte weiter mit einer Aale in dem Nest aus Schnüren herum.

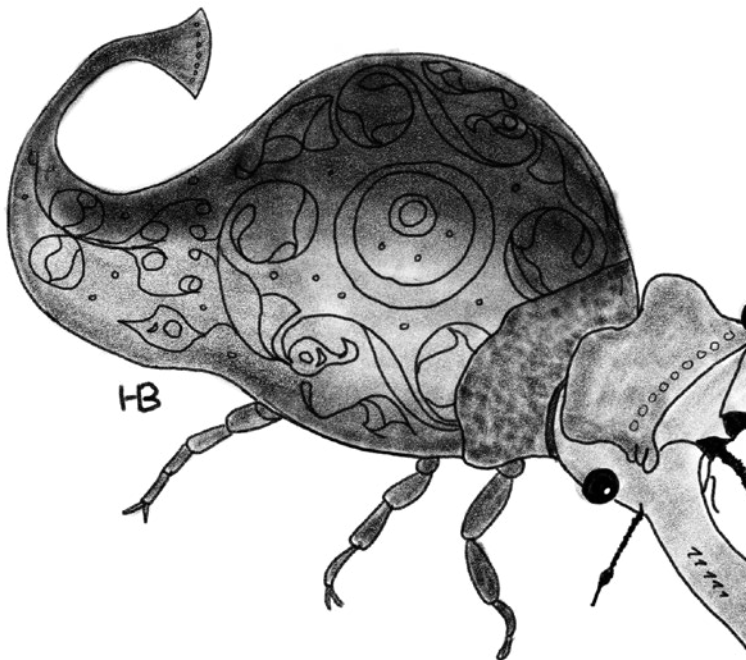
Eigentlich waren sie ein feines Team. Seit bald zehn Jahren fuhren sie jede Woche ein bis zwei Mal zu den Skutolsi hinaus. Die kleinen Inseln waren ein gutes Stück weiter vom Ufer entfernt als die Reviere der anderen Fischer. Aber nur um die drei Felsen herum konnte man den großen Tambomol fangen, für dessen festes und saftiges Fleisch die Leute mehr zahlten als für fast jeden anderen Fisch. Auch heute waren sie erfolgreich gewesen, waren die Wannens im vorderen und mittleren Teil des Boots dicht mit Tambomols bepackt, lag der Rumpf tief im Wasser. Die größten dieser Fische waren meterlang und mehr als 30 kg schwer. Der Nachteil der Skutolsi war, dass man nicht in einem Tag hin- und zurücksegeln konnte. Man musste auf der Insel übernachten. Meistens war das kein Problem, denn sie hatten sich eine Hütte gebaut, einen komfortablen Unterschlupf. Heute Nacht aber war ein solcher Sturm über die Insel hinweggefegt, dass sie immer wieder aus dem Schlaf gerissen wurden. Einmal hatte der Wind sogar die Türe aufgerissen, das Holz gegen den Stein neben



dem Eingang geknallt. Das hatte Melia so erschreckt, dass sie nicht nur Odias um Hilfe angerufen hatte, den mächtigsten Gott in der Dossis, sondern auch Maria – obwohl Maria ihr nichts bedeutete. Nur wenige in Robot glaubten an den Christengott – und in ihrer Familie machte man sich auch gerne ein wenig lustig über die Katholiken und ihren ›Einzig‹. War es nicht besser, mehr als nur einen Adressaten zu haben, den man anrufen konnte? Die neuen Götter, die Plotola und viele andere jetzt bevorzugten, waren da schon interessanter, vor allem gab es schier endlos viele von ihnen – «eine Gottheit für jedes Problem», wie ihr Bruder gerne scherzte. Trotzdem blieb Melia lieber den alten Göttern treu – im Moment auf jeden Fall. Zumal sich Plotolas Windgott im Moment ja wenig hilfreich zeigte. Nur, warum nur hatte sich ihr in dieser Nacht Maria auf die Lippen geschlichen? Melia schüttelte den Kopf.

Plötzlich tauchte eine kniehohe Welle vor dem Bug auf, gefolgt von einer zweiten und einer dritten. Sie schoben sich diagonal unter dem Rumpf durch und das Boot machte einen kleinen Hops. Voller Hoffnung schaute Melia zu dem gelben Windfaden an der Spitze des Mastes hoch, doch der hing weiterhin schlaff herab.

Als Melia heute früh das völlig glatte Meer gesehen hatte, wusste sie schon, dass der Heimweg schwierig werden würde. Gewöhnlich waren sie mit dem kräfti-



Der Grapxak (*Bledus roboticus*) ist ein selten gewordener Käfer, der vor allem in den Wäldern des Südens lebt.<sup>1</sup> Das auffälligste Merkmal des maximal 80 mm langen Insekts aus der Familie der *Hunesiidae* ist sein Rückenpanzer, der ballonartig aufgeblasen ist und je nach Exemplar eine ganz andere, oft ornamental wirkende Zeichnung aufweist. Dieser Panzer verjüngt sich zu einer Art Schwanz, den das Tier jedoch nicht bewegen kann. Der Grapxak hat nur sehr kurze Beine, im Gegenzug aber zwei massive Greifzangen am Kopf. Diesen Instrumenten verdankt



er auch seinen Namen, der auf das lemusische Verb *grapxéin* («greifen») zurückzuführen ist. Der Grapxak ist ein Allesfresser, der sich jedoch bevorzugt von kleineren Weichtieren ernährt, die er mit seinen Zangen aus der Erde oder aus morschen Hölzern gräbt. Berühmt sind auch die Kämpfe zwischen den Männchen, die mit großer Vehemenz ausgefochten werden und vermutlich sowohl mit Revier- wie auch mit Reproduktionsansprüchen zu tun haben.

In den 1970er-Jahren fand man etwa fünf Pep westliche der Ruinen von Robot ein grosses Steinfragment, das die Archäologen unterdessen als Teil eines kleinen Tempels identifizieren konnten.<sup>2</sup> Das Fragment zeigt eine Figur, die von den meisten als eine Art Hirschkäfer mit mächtigen Zangen interpretiert und oft als ein Abbild des Grapxak aufgefasst wird.

Das könnte bedeuten, dass das Insekt im Garübium<sup>3</sup> weiter verbreitet war als heute und möglicherweise sogar im Rahmen eines Kultes eine Rolle spielte. Viele Jahre konnte man das Fragment an seiner Fundstelle im Wald bestaunen, 2020 wurde es nach Port-Louis ins Musée historique transferiert.

<sup>1</sup> Karol Zhuki: *Karabé. Un manuel pour voyager dans le monde des coléoptères de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2016 [3., 1.1999]. S. 130.

<sup>2</sup> Jean-Pierre Puispigne: *L'image d'un Bledus roboticus? Un fragment vieux lemusien provenant de la Uischaschusch est entré dans la collection du musée*. In: *Cahiers du musée historique*. Port-Louis: 2021, Heft 2. S.93–96.

<sup>3</sup> Das Garübium ist ein klimatisches Zeitalter der Insel Lemusa, das 33 n. Chr. beginnt und im Jahr 486 endet. Coni Fuson: *Temps variables. Les époques climatiques de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 1966. S. 67f.

gen Westwind schnell zuhause, aber heute? Eine Kaukorak schoss herbei, landete ein paar Armlängen vor Steuerbord und paddelte neben ihnen her. Die kleine Möwe konnte mühelos mithalten. Die lauten Kschirikschirik-Schreie, mit denen sie ihr Interesse an einem Stück Tambomol-Darm bekannt gab, klangen in Melias Ohren wie Hohngelächter. Sie hätte selbst dafür sorgen sollen, dass Okanos sein Opfer bekam. Und trotzdem: Verflixte Plotola. Einer der Tambomols begann, wie wild mit seinem Schwanz zu schlagen, offenbar war noch etwas Leben in ihm. Einen Augenblick lang dachte Melia darüber nach, den Fisch an das Ruder zu binden. Die Bewegungen der Flosse hätten das Schiff ein wenig in Fahrt gebracht. Sie musste grinsen bei der Vorstellung. Tambomols waren zähe Tiere. Trotzdem würde der Fisch sicher, kaum angebunden, seinen Geist vollends aufgeben.

Der Traum kam ihr wieder in den Sinn. Kurz bevor die Sonne erschienen war, der Sturm war endlich weitergezogen, war sie doch noch in einen tiefen Schlafgrund gerutscht. Und da war ihr Großvater erschienen, mit Schild und Speer ritt er, nein flog er durch einen Wald auf einem seltsamen Pferd, das sich mehr und mehr in ein Insekt verwandelte, in einen Grapxak. So ein Käfer war auch über dem Eingang zu dem kleinen Kerisstempel hinter ihrem Wohnblock dargestellt. Sie kannte

das Bild seit ihrer Kindheit, hatte aber keine Ahnung, was es bedeutete. War es das Porträt einer Gottheit? Ein Symbol? Was hatte es mit Keriss zu tun, der Göttin von Erde und Fruchtbarkeit? Um den Käfer selbst ging es sicher nicht. Ihre Leute verehrten keine Käfer. Seltsam eigentlich, dass man so etwas nicht wusste – wo man dem Tier doch fast täglich in die Augen sah. Das Zeitalter des Lichtes war eben noch weit weg. Das Zeitalter des Lichtes? Sie zog ihren Hut tiefer in die Stirn, offenbar setzte ihr die luftlose Sonne allmählich zu.

Melia hatte ihren Großvater nie in Kampfmontur gesehen. Nur die Waffen bewundert, die er in einer Ecke seiner Hütte stehen hatte, vor allem das schöne Schwert mit seinem Namen drauf und die Wurfaxt. Als ihre Eltern dann in die neuen Steinhäuser zogen, wollte Opa in seiner Hütte bleiben. Er fand, die Luft in den Häusern sei schlecht für ihn. «Das ist wie eine Flaute auf See», hatte er gesagt. Wer weiß, vielleicht war er Melia deshalb heute Nacht im Traum erschienen.

Auch Opa war auf Lemusa zur Welt gekommen, in Robot. Aber er hatte die «Ersten» noch kennengelernt, die über das große Meer genommen waren – «badidschu», wie er es nannte, also gleichzeitig voller Angst und voller Hoffnung. Er hatte auch die Auseinandersetzungen mit den Leuten aus dem Dorf weiter nördlich mitbekommen. Die hätten eine ganz andere Sprache

geredet, erzählte er, es habe wohl viele Missverständnisse gegeben und um ein Haar hätte man einen Krieg angefangen. Immer wieder erzählte er von Salfro, ihrem Anführer. Einmal, als es während einer Verhandlung zu Streit gekommen war, habe der seine Axt nach der Hütte des anderen Häuptlings geworfen. Sie sei in den Dachbalken gefahren und habe ihn der Länge nach in zwei Hälften gespalten. Von dem Moment an habe die Frau von Salfro die Verhandlungen geführt. Heute waren die Leute aus den umliegenden Dörfern keine Feinde mehr, im Gegenteil: Man hatte die gleichen Probleme, redete dieselbe Sprache, es gab eigentlich keine Unterschiede mehr.

Warum aber ritt Großvater in dem Traum auf einem Grapxak? War das nicht außerordentlich seltsam? Jetzt kam ihr eine Geschichte in den Sinn, die Mutter ihr erzählt hatte, als sie ihr das Reiten beibrachte. Es ging darin um ein Volk, das auf mächtigen Drachen zu reiten verstand und überall, wo es hinkam, Verwüstung und Tod über die Menschen brachte. Die Krieger kamen aus dem Osten und die Angst vor ihnen führte dazu, dass ein Dorf das nächste in die Flucht drängte, eine endlose Kettenreaktion. Dann starb der König dieser Krieger und an dem Tag begannen die Drachen zu schrumpfen und zu schrumpfen, bis sie schließlich nicht mehr größer waren als eine Kinderfaust. Das war das Ende des bö-

sen Volkes, dessen Krieger nun zu Fuß in alle Himmelsrichtungen flohen. War es möglich, dass es sich bei dem Tier über dem Tempeleingang gar nicht um einen Käfer handelte, sondern um so einen geschrumpften Drachen? Oder war der Grapxak ein Nachkömmling dieser Ungeheuer? Aggressiv waren die Käfer ja. Als Kind hatte Melia oft gebannt zugeschaut, wie sie sich mit ihren mächtigen Zangen gegenseitig an den Kragen gingen.

All dies war allerdings noch keine Erklärung, warum Opa in ihrem Traum auf so einem Tier ritt. Er hatte ja mit diesen Kriegern nichts zu tun. Oder war es vielleicht ein Zeichen? Sollte sie jetzt den Grapxak anrufen, um in Fahrt zu kommen? Sie hatte noch nie zu einem Käfer gebetet. Andererseits, wenn es sich bei dem Käfer eigentlich um einen Drachen handelte...

Der Mast ließ ein leises Knarren hören. Mit einem dumpfen Ploppen schlug das Segel um, wick jede Blähung aus ihm. Nun hing es nur noch unförmig und schwer, wie ein mit Fett vollgesogener Sack in den Tauen. Wenn der Wind noch weiter nachließ, dann konnte es sogar sein, dass sie in die Dunkelheit hinein gerieten. Melia war es erst einmal passiert, dass sie die Nacht auf dem offenen Meer hatte verbringen müssen. Das war unheimlich gewesen. All die Geräusche um sie her, das seltsame Licht eines halb verhüllten Mondes, die Düfte, die so anders waren als am Tag. Es war ihr damals

vorgekommen, als verwandle sich der Ozean mit der Nacht in eine ganz andere Welt, als dringe etwas aus seiner Tiefe nach oben, als wachse etwas aus ihm heraus. Und als der Morgen endlich kam, war es so neblig, dass man gar nicht wusste, wo man war. All dies hatte ihr Angst gemacht und sie hatte keine Lust, die Erfahrung zu wiederholen.

«Wir kommen so nie zurück», rief Melia. Plotola zuckte aus dem Schlaf und Laimute hieb wütend die Ahle in die Bordwand. «Es bleibt uns keine Wahl. Wir müssen die Fische über Bord werfen und dann rudern wir zurück.» Die Freundinnen sahen sie unfreundlich an. «Es bleibt uns nichts anderes übrig...», wiederholte Melia leise.

Sie wuchteten Körper um Körper über Bord. Einige versanken sofort, andere trieben mit dem Bauch zum Himmel auf der Oberfläche. Das Wasser rund um das Boot verfärbt sich rot. Die Kaukorak geriet außer Rand und Band, sprang wieder und wieder aus dem Wasser in die Luft, schlug wild mit den Flügel und kreischte an einem fort. Die Möwe setzte sich auf einen der Leiber und hackte mit ihrem Schnabel in die Haut, konnte sie jedoch nicht durchdringen, wurde wütend, rutschte ab, schwaderte panisch in dem Blutbad umher.

Als sie endlich alle Fische über Bord geworfen hatten, konnten sie die Ruder einsetzen. Müde legten sie



sich in die Riemen. Während sie das Boot allmählich in Schwung brachten, dachte Melia wieder über den seltsamen Käfer aus ihrem Traum nach. Wenn sie das Land vor Einbruch der Nacht erreichten, dann würde sie Keriss ein Opfer bringen. Oder, sie spuckte über Bord, vielleicht doch dem Käfer? Im Augenblick kam es ihr vor, als seien alle Götter die Falschen.



# Invasion

## Eine Käfergeschichte aus dem 11. Jahrhundert

Gelian schreckte hoch, rang nach Atem, riss die Augen auf. Doch er sah nichts. Da war nur Dunkelheit um und um. Dann aber erkannte er in einiger Entfernung die Ahnung eines Lichts, drei feine Streifen, das musste das Fenster neben der Türe sein. Er wälzte sich von seiner Matratze. Seine Hände fühlten den kühlen Steinboden. Links schnarchte seine Schwester regelmäßig vor sich hin, neben ihr mümmelte sein Schwager an einem Speichelfaden herum. Gelian erhob sich leise, schlich in leicht gebückter Haltung in Richtung des Fensters, schob vorsichtig den Kopf an dem schweren Vorhang vorbei hinaus in die salzig-frische Luft.

Marumot sei Dank! Es war alles noch da! Die Hafemole mit den hölzernen Pollern glitzerte feucht im ersten Licht des Tages. Das Meer in der Bucht war völlig glatt, ein bläulich-schwarzer Spiegel, kein Windhauch kräuselte die Oberfläche. Ein paar hundert Meter vom Ufer entfernt lag die *Ekia*, der jüngste Spross in der Flotte von Sentores. Ein großes Schiff nur mit Segeln, ganz ohne Riemen, ein ganz neuer Typ von Boot. Aus der Entfernung konnte Gelian nicht erkennen, ob sich schon Leben regte an Bord. In ein paar Tagen würde

die *Ekia* zu ihrer ersten großen Reise aufbrechen, in das Land seiner Awoki, seiner Vorfahren. Man suchte noch nach Matrosen für die Fahrt. Gelian hatte es sich einen Moment lang überlegt, die Bezahlung war gut. Aber er wusste, wie es an Bord zugging, sein Bruder hatte es ihm in allen Details erzählt, ehe er vor drei Jahren wieder aufgebrochen war, auf jene Reise, von der er bis heute nicht...

War nicht sein Bruder auch vorgekommen, heute nacht? Gelian war sich nicht sicher. Aber beim Gedanken an den Traum fuhr ihm ein kalter Schauer über die Schulter. Wie schön hatte alles begonnen. Wie glücklich hatte er sich gefühlt, wie er da sass, auf dem weichen Hocker mitten in der Küche. Seine Mutter war dabei, einen Mozpi auszunehmen, einen riesigen, kupferfarbenen leuchtenden Kalmar. Seine Schwester, noch ganz jung, kochte die Tinte und die Innereien mit Getreide zu einem Brei und formte die kleinen Fladen, die er so sehr mochte. Vater nähte ein Loch in der Stofftasche zu, mit der er die kleinen Krabben zu Markte brachte, die er bei Ebbe am südlichen Ende der Bucht sammelte, wo sich die See etwas weiter zurückzog. Und stand da nicht noch eine Figur neben der Türe? Sein Bruder, eben von einer Reise zurück? Einen großen Seesack neben sich am Boden?

Und dann fing es an. Erst verschwand die Figur bei der Türe, dann der Topf auf dem Herd, in dem seine

Schwester rührte. Kurz darauf war der Tisch weg, dann verblasste der Vater, gefolgt von dem Mozpi und dem hölzernen Schrank mit den Vorräten. Mutter lächelte ihm freundlich zu, doch noch ehe er zurücklächeln konnte, war sie weg. Auf einen Schlag war die Küche leer, sass er ganz alleine da. Einen Augenblick später spürte er, dass er gleich auch selbst verschwinden würde, geriet in Panik – und wachte auf.

Aus der Ferne pritschelten Stimmen an sein rechtes Ohr. Gelian drehte den Kopf. Etwas weiter nördlich luden zwei Fischer ihren Fang aus. Sie hatten ihren Nachen direkt an die Hafenummauer gelegt. Der eine stand im Boot und stemmte Zuber um Zuber hoch, der andere griff von oben nach den Henkeln und hievte die Eimer mit Schwung zu sich hinauf. Die Fische in den hölzernen Bottichen versuchten zu entkommen, peitschten mit ihren Schwänzen kleine Wasserfontänen in alle Richtungen los. Einem stattlichen roten Jnakol gelang der Sprung hinaus, doch er knallte auf die Ruderbank des Schiffes zurück, wo er reglos liegen blieb.

Gelian wusste genau, warum er davon geträumt hatte, alles um ihn herum würde verschwinden. Seit zehn Tagen litten sie im Quartier unter einer Invasion von Qwittikols. Nun waren Käfer im Haus nichts Besonderes, und wenn sie sich nicht gerade in der Kiste mit dem Mehl oder am Schinken vergnügten, dann störten sie

Den Qwittikol (*Translucidus imbrophobus*) trifft man häufig in Küchen an, denn er ernährt sich gut und gerne von dem, was da so zu Boden fällt.<sup>1</sup> Er verzehrt sowohl Fleischreste wie auch Gemüse, Getreide, Pilze und so fort. Sogar Hautreste und tote Fliegen oder Mücken verschmähert er nicht. Diese kulinarische Vielseitigkeit hat ihm schon den Übernamen *kochon kefa suix kambesi* («Schwein mit sechs Beinen») eingetragen. Ursprünglich lebte der Qwittikol vor allem in Gebüsch in der Nähe von Sümpfen oder anderen feuchten Zonen und war nur periodisch in Siedlungen anzutreffen – heute aber hat er sich offenbar ganz auf ein Leben in menschlicher Umgebung spezialisiert.

Der Käfer aus der Familie der *Mulcerae* wird in der Regel höchstens 20 mm groß. Unter bestimmten Umständen, deren Natur von der Forschung derzeit heftig diskutiert wird, kann er aber auch bis 160 mm lang wachsen. Der Qwittikol hat einen weichen Panzer und dünne, kaum



behaarte Beine. Er kann die Farbe seiner Panzerung erstaunlich schnell ändern und passt sich so sehr gut nahezu jeder Umgebung an. Das hat in der Vergangenheit zu der Vorstellung geführt, er könne sich unsichtbar machen. Daher auch sein Name: Qwittikol kommt von *qwitt* («Glas») oder von *qwittik* («gläsern», «durchsichtig», «transparent»).

Der Qwittikol wird erstmals in einem Dokument aus dem Jahr 1263 schriftlich erwähnt.<sup>2</sup> In einem Brief (vermutlich einem Abschiedsbrief) beschreibt der Kapitän eines neuen Schiffes, das demnächst «nur mit Segeln» von Sentores ins «Land der Ahnen» aufbrechen wird, seine (vergeblichen) Versuche, aus zerstoßenen Qwittikols eine Substanz zu destillieren, mit deren Hilfe er sein Boot (es heißt *Ekia*) unsichtbar machen könnte, was «hilfreich gewesen wäre, zumal sich auf diesen Meeren allerlei Gesindel (wörtlich *raskjai*) tummelt, dem man so hätte entgehen können».

<sup>1</sup> Karol Zhuki: *Karabé. Un manuel pour voyager dans le monde des coléoptères de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2016 [3., 1. 1999]. S. 180.

<sup>2</sup> Christian Lafontaine: *Un nouveau navire et de vieilles superstitions. La lettre d'adieu du capitaine de l'Ekia*. In: *Mémoire avenir. Le journal des archives nationales*. No 8. Octobre-décembre 2018. S. 169–174.



auch niemanden. Die Qwittikols aber hatten eine ganz besondere Eigenart, die Gelian unheimlich fand: Sie waren transparent und wurden nur sichtbar, wenn sie feucht waren, wenn sie also durch den Regen wackelten oder zufällig etwas Wasser über sie tropfte. Oft spürte er ihre Beinchen auf sich, konnte sie jedoch nicht sehen – und hatte eine seltsame Scheu davor, nach den unsichtbaren, ekelhaft weichen und feuchten Körperchen zu greifen. Selbst jetzt schauderte ihn bei dem Gedanken, mit den Fingern etwas zu berühren, das man nicht sehen konnte, etwas Unsichtbares festzuhalten, das zappelte. Also versuchte er in seiner Verzweiflung manchmal, sie anzuspucken, um sie sichtbar zu machen. Doch das gelang ihm nur sehr selten, meist spuckte er sich bloss über das eigene Hemd.

Jetzt stieg ihm ein feiner Rauch in die Nase. Er dreht den Kopf nach links. Der Duft kam aus dem Getreidetrockner am südlichen Ende der Hafentmole. Wer wohl um diese frühe Zeit am Tag schon seine Ernte verarbeitete? Auf den meisten Feldern hinter dem Dorf waren die Ähren noch ganz grün, einzig die Rafine konnte schon da und dort eingefahren werden. Eigentlich war das Klima in den letzten Jahren so wenig feucht gewesen, dass man das Getreide auch gut an der Sonne trocknen konnte. Die Leute aber liebten das leicht rauchige Aroma, das die warme Luft aus dem Holzofen auf



den Körnern hinterließ. Zumindest hatten sie sich an den Geschmack gewöhnt.

Ob er sich an die Qwittikols gewöhnen würde? Eher nicht, dafür litt er schon zu lange. Im Moment liessen ihn die Tiere gerade in Ruhe. Gut möglich, dass sie alle noch in ihren Löchern hockten und auf den richtigen Moment warteten, über ihn herzufallen. Es gab Menschen, die waren überzeugt, dass sie selbst auch unsichtbar würden, sobald sie schliefen. Seine Schwester gehörte dazu. Was für ein Unsinn! Er konnte ihr noch so sehr versichern, dass sie auch im Schlaf immer noch gut zu sehen sei, sie wich doch nicht von ihrem Glauben ab. Ganz zu Beginn ihrer Fantastereien hatte er sie manchmal geweckt, um ihr zu beweisen, dass sie unrecht hatte. «Ich hätte dich ja nicht wecken können, wenn du unsichtbar gewesen wärest», hatte er sie zu überzeugen versucht. Doch sie war stur geblieben: «Jetzt bin ich ja wach, nur darum kannst du mich sehen», lachte sie ihn aus – unbeirrbar. Das war lange her. Aber Gelian dachte immer wieder darüber nach, wie er ihr beweisen könnte, dass sie noch da war, auch wenn sie glaubte, weg zu sein. Sein Schwager war ihm keine Hilfe, der wollte sich keinen Ärger mit seiner Schwester einhandeln, also widersprach er ihr nie. Gelian mochte ihn nicht und er hasste es, wenn er nachts seine Geräusche vernahm, immer war es, als kaue er auf seinen Lippen herum – oder auf sonst

etwas, das feucht war und weich. Das Geräusch verfolgte Gelian manchmal bis in den Schlaf hinein.

Aber er konnte froh sein, dass er bei ihnen wohnen durfte. Ganz allein in einem Haus, die Vorstellung machte ihm Angst. Und die Frauen in der Stadt, die waren nichts für ihn.

Es gab auch einen Mann in Sentores, der glaubte, dass er sich mit dem vergorenen Breiks, das er literweise zu sich nahm, aus der Welt seiner Zeitgenossen hinaus saufen könne. Er stolperte der Mole entlang, grölte den Leuten unflätige Verwünschungen hinterher und schrieb die wütesten Gesten in die Luft – ganz offenbar überzeugt, dass kein Mensch ihn sehen oder hören könne.

Gelian war überzeugt, dass es die Qwittikols waren, die all diese Marotten provozierten. Wie viele Jahre war es jetzt her, dass sie zum ersten Mal über die Stadt hergefallen waren? Zehn? Fünfzehn? Oder noch mehr?

Nicht alle litten gleichermaßen unter den Tieren. Es gab viele, die konnten einfach damit leben, dass da etwas über den Boden ihrer Häuser krabbelte, das sie nicht sehen konnten. Ja, die meisten Leute, mit denen Gelian über die Qwittikols sprach, schüttelten nur verärgert den Kopf, als wollten sie lieber gar nichts davon wissen.

Sein Bruder, der Seemann, war einer der wenigen gewesen, die ihm überhaupt zuhören mochten, wenn

er über seinen Ekel vor diesen Tieren sprach. Und der behauptete, dass man die Berührung der Käfer sogar genießen könne: «Du darfst einfach keine Angst vor ihnen haben», hatte er ihm erklärt: «Wenn du dich entspannst, dann bringen sie dich in ein ganz anderen Zustand, dann fühlst du erst ein Kribbeln auf der Haut, dann rauschen dir herrliche Schauer durchs Blut, mehr und mehr, bis sich etwas aufbäumt in dir, jubiliert, überschäumt – ein magisches, ein herrliches, ein unvergleichliches Gefühl – und dann wirst du ganz matt und weich, so weich dass du die Berührung der Tiere nur noch ganz leicht spürst, wie einen fernen Gruß...»

Gelian hatte es versucht. Und vielleicht hatte er ganz kurz eine Ahnung der «Herrlichkeit» gespürt, von der sein Bruder sosehr schwärmte. Dann aber waren seine Gefühle gekippt, war er aus dem Bett gesprungen, aus dem Haus gerannt und hatte sich von der Mole aus direkt in das Wasser der Bucht geworfen. Ja, das hatte er wirklich getan. Und die halbe Stadt hatte ihm dabei zugehört – und mitleidig die Augen verdreht.

Manchmal kam es ihm vor, als sei er der einzige Mensch in Sentores, der unter den Qwittikols litt? War so etwas möglich? Waren die anderen wirklich alle sosehr abgestumpft? Vielleicht sollte er doch auf der *Ekia* anheuern?

Apropos. Wo war das Schiff nur hin. Das Wasser in der Bucht war immer noch völlig glatt, blau und

schwarz, mit silbrigem Flackern. Auf dem Spiegel aber war nichts mehr zu sehen. War die Ekia schon aufgebrochen? War heute der erste Tag der großen Fahrt? Warum hatte er das nicht mitbekommen.

In seinem Rücken schmatzte der Schwager jetzt noch lauter an Speiseresten aus seinem Gebiss oder an einem klebrigen Saft aus seiner Kehle herum. Auch das Schnarchen seiner Schwester war heftiger geworden, ein Grollen, das mal in einem Bellen, mal in einem Schnappen endete. Offenbar hatte sie sich auf den Rücken gedreht.

War es nicht Zeit, dass sie aufstanden? Langsam schob Gelian den schweren Vorhang etwas zur Seite, dirigierte einen feinen Streifen Licht in den Raum. Da lagen sie auf ihrer Matratze, Schwester und Schwager, friedlich, halb zugedeckt, die Augen geschlossen. Gelian liebte seine Schwester, auch wenn es lange her war, dass sie mit ihm gesprochen hatte. Er drückte den Vorhang noch etwas weiter auf, bis ein Sonnenstrahl ihr Gesicht traf. Die Schwester schlug matt mit der Hand nach dem Licht wie nach einer Mücke, wandte sich ab und gab ein paar gequälte Töne von sich.

In dem Moment fiel Gelians Blick auf den Rand des Vorhangs. Die leichten Falten, die seine Finger in den Stoff kniffen, waren gut zu erkennen. Von seiner Hand aber, die er doch so deutlich spürte, war nichts zu sehen.

# Der Schreiber

**Eine Käfergeschichte aus dem Jahr 1343**

Wütend zerrte Simias das Schreibpult durch den dunklen Gang. Schweißtropfen liefen ihm von der Stirn in die Augen. Es kam ihn vor, als sammle sich die Hitze in der Mitte seines Haarkranzes wie in der Caldera eines Vulkans. Es war seit drei Jahren ja auch viel wärmer als zuvor in der Ebene rund um das Kloster. Und obschon man die Sümpfe dank der Ingenieure von Edelbert, dem neuen Abt, bald alle ausgetrocknet hatte, war die Luft doch sehr feucht.

Der Fuß des Möbels blieb im Spalt zwischen zwei Bodenplatten hängen und Simias fluchte. «Làwat no matschi pa on oanak», knirschte er sich durch die Zähne selber zu: «Wut geziemt sich nicht für einen Mönch». Aber es fiel ihm schwer, sehr schwer, seinen Furor zurück zu zischen, zumal er sich ja gegen niemanden sonst richtete als gegen ihn selbst. Wenn etwas Ärgerliches passierte, dann fauchten ihm die Flüche einfach aus der Kehle – er konnte nichts dagegen tun. Natürlich gab es keinen schlimmeren Weg, sein Schweigegelübde zu brechen. Ganz zu Beginn hatten seine Mitbrüder noch milde gelächelt, schließlich war er jung und neu. Mit der Zeit aber veränderte sich der Ausdruck auf ihren Gesichtern.

Simias war vor sieben Jahren ins Kloster Zistel eingetreten, um Lesen und Schreiben zu lernen. Erst aber hatte er sich als Laienbruder den Buckel krumm geschuftet in der Pergamentfabrik. Was für ein Gestank das da immer gewesen war! Nach vier Jahren und nach einer Spende von seinen Eltern, die selbst kaum etwas besaßen, hatte ihn Edelbert, der neue Abt, endlich in den Mönchsstand erhoben. Und jetzt das!

Zunächst war alles gut gegangen. Malachias, der Leiter des Skriptoriums, hatte ihn einem älteren Mönch als Lehrling zugeteilt. Geduldig hatte der ihm das Lesen und Schreiben beigebracht, ihn in die wichtigsten Regeln des Lateinischen und die Kunst des Abschreibens eingeführt. Simias hatte gelernt, wie man den Schriftspiegel berechnete und Zeilen zog mit Lineal und Silberstift. Er konnte Bögen falzen und zu Lagen zusammenstellen, kannte das Geheimnis der Kustoden. Er wusste auch, wie man Pergament flickt, wie man den Federkiel spitzt, die Tinten flüssig hält und wie man mit dem Messer Fehler korrigiert. Seine ersten Blätter waren wunderschön geworden, fast fehlerfrei und elegant, eleganter sogar als die seines Lehrmeisters. Vor allem die Initialen E, L und F waren ihm stets besonders gut gelungen. Also hatte er schließlich sein eigenes Pult bekommen im Skriptorium und eine erste Aufgabe, die er ohne fremde Hilfe ausführen durfte.

Zu Beginn lief alles bestens und er spürte, was für eine Freude ihm das Schreiben machte, wie geehrt er sich fühlte, im Kreis dieser ernstesten, würdigen, wissenden Männer seiner Arbeit nachzugehen. Er freute sich auf all die Texte, die er so kennenlernen würde – und auf die kleinen Privilegien, die man als Schreiber im Kloster hatte. Dann aber begann seine Hand plötzlich wie wild zu zittern und der Federkiel riss eine scharfe Linie mitten aus einem F heraus, quer durch den ganzen Passus darüber. Und da flitzte ihm zum ersten Mal ein Fluch heraus, ein kurzes, scharfes «Krachax!». Einige seiner Mitbrüder zuckten zusammen. Und rundum hörte er wenig später, wie kleine Messer die Spuren des Schreckens aus dem Pergament zu kratzen versuchten. Er selbst brauchte mehrere Stunden, um den wüsten Strich zwischen den Buchstaben herauszuputzen – und das Blatt sah am Ende gar nicht schön aus. Warum gab es nicht irgendein Stoß- oder Schüttelgebet, mit dem man seine letzte Geste, die Tat des letzten Momentes rückgängig machen konnte. Hätte man zu all den Heiligen, die zu verehren waren, nicht auch einen dazu erfinden können, dessen Beistand man in solchen Situationen erleben konnte? Einen Sankt Undo? Simias musste lachen. Ausgerechnet Undo! So hieß der Bruder, der für den Weinkeller zuständig war und immer alle Flaschen fallen ließ.



Der Eskrox (*Melaniphorus tragoudiphilus*) ist vor allem in den Ebenen im Süden der Insel anzutreffen.<sup>1</sup> Das Insekt aus der Familie der *Scarabocchio-nae* kann bis zu 44 mm lang werden und fällt durch seinen seltsam eckigen Buckel auf, der wie eine große Reisetasche auf seinem Rücken sitzt. Charakteristisch ist auch der lange Rüssel mit seiner eigentümlich zugeschnittenen Spitze. Das Tier ist am ganzen Körper stark behaart. Diese



Haare sind mit kleinen Widerhaken versehen, weshalb die unterschiedlichsten Partikel an ihnen hängen bleiben. Der Eskrox hinterlässt deshalb oft markante Spuren, vor allem auf sauberen Oberflächen im Haushalt, auf Tischdecken, Marmorplatten und so fort. Aus dem frühen 14. Jahrhundert ist ein Text überliefert, in dem ein Käfer beschrieben wird, der laut dem Verfasser, einem Mönch aus dem Kloster Zistel, Spuren in der Form von Schriftzeichen hinterlassen soll.<sup>2</sup> Der Mönch fragt sich, ob das als «signum bonum» oder als «signum malum» zu lesen sei. Er behauptet auch, das Tier ernähre sich von den Worten der Heiligen Schrift und er habe noch nie beobachtet, dass es etwas anderes zu sich nähme. Es gilt als sehr wahrscheinlich, dass es sich bei dem fraglichen Insekt um einen *Melaniphorus tragoudiphilus* handelt.

Der Eskrox haust oft in zerklüfteten Felswänden oder rissigen Mauern, wo er sich leicht verstecken kann. Er hat zwar Flügel, hebt aber so gut wie gar nie ab. Wenn Gefahr droht, kann er erstaunlich weit springen. Oft lässt er sich aber auch von einem Blatt zu Boden fallen und stellt sich tot. Der Käfer ernährt sich einerseits von Milben, andererseits von ganz jungen Trieben verschiedener Pflanzen, die er mit seinem Rüssel aus dem Erdreich bohrt. Er könnte so auch ein gefährlicher Schädling sein, allerdings reproduziert er sich nur sehr langsam: «Man könnte fast meinen, er habe keinerlei Interesse daran», schreibt die Entomologin Carol Zhuki.<sup>3</sup>

Der Name Eskrok könnte auf das lemuische Verb *eskrojé* zurückgehen, das «vortäuschen» bedeutet – gemeint ist dann wohl die Angewohnheit des Käfers, sich tot zu stellen.



<sup>1</sup> Karol Zhuki: *Karabé. Un manuel pour voyager dans le monde des coléoptères de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2016 [3., 1. 1999]. S.213.

<sup>2</sup> Blanche Pelikian: *L'émerveillement d'un cistercien. Les notes de Guillaume Plantin de 1343*. In: *Mémoire avenir. Le journal des archives nationales*. No 14. Avril–juin 2020. S.63–78.

<sup>3</sup> Zhuki: *Op. cit.* S.213.

Leider blieb es nicht bei dem einem Ausrutscher. Zwei Tage später schoss seine Hand schon wieder aus und zerstörte eine eben vollendete Initiale – und wieder entfuhr ihm ein Fluch. Nach den dritten oder vierten Zwischenfall machte ihm Malachias mit eindeutigen Zeichen klar, dass er sich zusammenreißen müsse, wolle er nicht dazu verknurrt werden, eine Nacht lang auf allen Vieren den ganzen Boden des Skriptoriums von Tintenflecken zu reinigen.

Eine Woche später rutschte er auf den Knien zwischen den Pulten umher und rieb mit einem in Essig getränkten Lappen die Tintenflecke vom Boden weg.

Danach wurde es nur noch schlimmer. Jetzt zitterte seine Hand schon los, wenn er nur schon nach dem Federkiel griff. Ja, wenn er die Spitze in die Tinte tauchte, dann rührte er sie gegen seinen Willen auf bis sie schäumte. Und dann entfuhr ihm dieser eine lange und laute Fluch, der die Lage zum kippen brachte.

Malachias war überzeugt, Simias sei vom Teufel besessen und müsse auf jeden Fall aus den Reihen der Schreiber, wenn nicht sogar ganz aus dem Kloster entfernt werden. Er zerrte ihn zu Abt Edelbert, wo Simias einen Zusammenbruch erlitt, sein Silentium Silentium sein ließ und Edelbert unter Tränen erklärte, er habe sein ganzes Leben darauf hingearbeitet, Gott dem Herrn als Schreiber dienen zu können...

Edelbert, bekannt für seine salomonischen Lösungen und stolz auf seine pragmatische Vernunft, ordnete an, Simias müsse von den anderen Mönchen getrennt werden, das Kloster aber (noch) nicht verlassen. Er solle in einer Einzelzelle herausfinden, wie er mit seiner Hand, der Schrift und seinen Flüchen vor dem Herrn ins Reine finden könne. Er dürfe diese Zelle nur noch für die Horen verlassen, die Stundengebete. Nahrung könne er sich aus der Küche in die Zelle mitnehmen – und alle zwei Tage habe er seine Arbeit dem Vorsteher des Skriptoriums zu zeigen.

Endlich war Simias bei der Zelle angekommen, die der Abt ihm zugewiesen hatte. Sie lag am Ende eines Flurs in einem Bereich des Klosters, der noch nicht ganz fertiggestellt war und dereinst als Manufaktur für Arzneimittel, Schnaps und Käse dienen sollte. Simias stieß die schwere Holztüre auf, zog das Pult hinein und stellte es vor dem kleinen Fenster auf, durch das eben noch das letzte Licht des Tages fiel. Er wischte sich mit dem Ärmel seiner Kutte den Schweiß aus der Stirn, brachte den zu kopierenden Psalter, ein leeres Pergament und seine Tintenfässer in Position, stellte sich hin, ergriff den Gänsekiel, tauchte ihn ein und setzte an. Kaum berührte die Spitze den Bogen, begann seine Hand zu zittern und er konnte sie gerade noch nach oben ziehen, um das Blatt nicht voll zu spritzen. Verzwei-

felt warf er sich auf seine Pritsche, vergrub das Gesicht im Kissen und heulte los. Eine gute Stunde später schleppte er sich für die letzte Messe des Tages in die Kirche. Doch weder die Gesänge noch die Gebete vermochten ihn zu trösten – und schon gar nicht die Blicke seiner Brüder, die mitleidigen nicht, die miss-trauischen noch weniger.

Nach dem Komplet trippelten seine Mitbrüder flink in ihr Dormitorium hinauf, das direkt über dem Seitenschiff der Kirche lag, vorbei am Abt, der einen jeden mit etwas Weihwasser besprengte. Simias aber schleppte sich müde durch lange Gänge in seine Zelle zurück, selbst die Kerze leuchtete trüber vor als sonst. Aber wozu brauchte er schon Licht? Offenbar hatte Gott ihn verlassen. Oder schlimmer noch: Er hatte Gott verlassen, hatte irgendwo den falschen Weg genommen, sich verloren, die Welt verloren, sein Leben.

Simias kniete neben seinem Pult nieder und betete lange. Er rief die Muttergottes an, Bernhard, die Kirchenväter und viele weiter Heilige. Als ihm niemand mehr aus dem Schoss der Kirche einfiel, bat er um den Beistand seiner Mutter, seiner Großmutter und deren Lieblingsgötter Ukri und Amaletta.

Als er wieder aufstand, war ihm leicht schwindlig. Er beugte sich über die Kerze, die auf dem Fenstersims stand, um sie auszublasen. Dabei streifte sein Blick über

das leere Pergament. Was war das? Am oberen linken Rand des Blattes prangte eine prächtige Initiale, ein B, perfekt geschwungen, verspielt dekoriert, ohne Makel, wunderschön. Trieb da jemand ein böses Spiel mit ihm? Hatte sich einer seiner Brüder während der Messe in die Zelle geschlichen? War da ein Geist am Werk? Oder hatte er selbst das F geschrieben? Umnachtet von seiner Verzweiflung?

Unruhig legte sich Simias auf seine Pritsche und zog sich die Kapuze über den Kopf. Obwohl er müde war, dauerte es lange, bis er endlich einschlafen konnte. In seinem Traum sass er wieder im Skriptorium und führte seinen Federkeil leicht und schnell übers Pergament. Seine Brüder standen um ihn her und bewunderten sein Tun, einer applaudierte gar vor Begeisterung und Malachias nickte ihm anerkennend zu. Plötzlich aber zuckte seine Hand los, raste erst hin und her auf dem Papier, führte den Federkiel dann wild durch die Luft. Wie Blitze schossen Tintenspritzer in alle Richtungen, klatschten den Brüdern ins Gesicht, fegten kreuz und quer über ihre cremefarbenen Kutten. Die Augen von Malachius füllten sich erst mit Tränen, dann mit Wut.

Simias schoss hoch, riss sich die Kapuze vom Kopf, schnappte nach Luft. Als sich sein Atem allmählich beruhigte, hörte er ein schabendes Geräusch aus der Ge-

gend des Fensters. Ein milchiger, von Wolken verstellter Mond streute etwas fahles Licht in die Zelle, aber Simias konnte nichts erkennen. Er erhob sich und trat zu seinem Schreibtisch. In dem Moment quetschte sich ein heller Mondstrahl zwischen den Wolken hindurch, fiel direkt auf die schräge Platte des Möbels – und da sah er ihn: Ein Käfer mit einem seltsam eckigen Buckel kletterte vom Rand des Tintenfasss herunter, trippelte auf das Pergament, senkte den Kopf und begann rasend schnell um eine Stelle herumzutänzeln. Nach ein paar Sekunden stakelte er emsig wieder zurück zum Tintenfass, tauchte seine lange Nase in die Flüssigkeit und sog sie mit einem ganz leisen Pfeifgeräusch ein. Da, wo er eben auf dem Pergament herumgestöckelt war, erkannte Simias ein halbes Q und davor sechs Linien sauber geschriebenen Textes: « ... quod fructum suum dabit in tempore suo: et folium ejus non defluet; et omnia q... »), las Simias leise und ergänzte stumm: «... quaecumque faciet prosperabuntur.» Das waren Zeilen aus dem ersten Psalm, den er zu kopieren hatte. Und jetzt erst sah er das leicht stilisierte Bild in dem initialen B, das Bild des Baumes, «der zur rechten Zeit seine Frucht bringt und dessen Blätter nicht welken. Omnia quaecumque faciet prosperabuntur.»

Die Buchstaben waren genauestens geformt, jedes E sah aus wie das andere, als sei da eine Erfindung der

Zukunft am Werk. Die Proportionen waren voller Harmonie, das initiale B fügte sich wie ein Jubelschrei in den Chor der kleinen Lettern. Ja, es schien Simias, als habe sich sogar das Pergament unter den Tintenzügen in einen anderen, einen seidig-weißen Stoff verwandelt. Das war die perfekte Handschrift, nicht von dieser Welt.

Eine Weile lang sah Simias fassungslos zu, wie das Insekt da Buchstabe und Buchstabe zu Papier brachte. Dann kam er zu sich, griff nach seinem Trinkbecher, schüttete sich das restliche Wasser in den Rachen, kehrte ihn um und näherte sich damit langsam dem fleißigen Tier. Diesen kleinen Kerl musste er Malachias zeigen, seinen Mitbrüdern, dem Abt. Als er seinen Kescher aber eben über den Käfer stülpen wollte, hüpfte der flink zur Seite, sprang vom Schreibpult zu Boden und verschwand in einer Ritze der Außenwand. Simias versuchte, ihn mit einer Ecke des Pergaments aus seinem Versteck zu kitzeln, doch ohne Erfolg. Der Käfer blieb verschwunden.

Bis zu den Laudes im ersten Licht des Tages war noch Zeit. Vor ein paar Wochen hatte Abt Edelbert die Matutin, das Gebet um zwei Uhr morgens abgeschafft, um die Arbeitskraft seiner Mönche zu erhöhen. Seither waren die Nächte deutlich länger, die Brüder entschieden fröhlicher. Simias legte sich also wieder auf seine Pritsche. Schlafen aber konnte er nicht mehr, er war zu

aufgeregt, horchte ständig in Richtung Fenster, ob da nicht erneut ein Schaben zu hören sei. Es blieb ruhig. Und als der Morgen sandgrau in seine Zelle quoll, stand immer noch gleich viel auf dem Pergament.

Während des Gebets in der Kirche nickte Simias kurz ein. Er träumte von einem langen Rohr, durch das er und seine Mitbrüder hüpfen, einer nach dem anderen. Zum Schluss sprang auch Abt Edelbert, blieb allerdings kurz vor dem Ausgang stecken und begann, als sei er eine überreife Frucht, langsam aus dem Ende des Rohrs zu tropfen. Als Simias aufwachte und den Abt sah, der ein paar Armlängen entfernt neben dem Altar betete, musste er lächeln. Ganz lauter fühlte er sich dabei nicht, doch wer war schon Herr seiner Träume.

Noch ehe Simias die Türe zu seiner Zelle öffnete, hörte er schon das Schaben und Kratzen. Tatsächlich war der Käfer wieder da. In einem Höllentempo raste er zwischen dem Tintenfass und dem Pergament hin und her, spritzte Buchstabe um Buchstabe aus seinem kleinen Rüssel auf das Blatt. Längst war er in der zweiten Hälfte des Psalms angelangt, bei der Spreu, die der Wind verweht, «pulvis quem projicit ventus», und gleich würde man die Seite wenden müssen. Was der Käfer da hingesetzt hatte, war eine perfekte Kopie des Originals, kaum zu unterscheiden, nur frischer, kräf-



tiger, entschiedener. Das war sogar besser als das, was er von Adelmus kannte, dem berühmten Kopisten aus dem Mutterkloster, dem alle hier nachzueifern versuchten. Bis zur Terz war der Käfer fertig mit dem ersten Psalm, zur Sext schon mitten im zweiten. Zur Mittagstunde war Simias in bester Stimmung, der Brei und die Bohnen schmeckten ihm ausgezeichnet, das Schwarzbrot duftete herrlich und vor lauter Freude trank er den halben Schoppen Wein, der ihm für den Tag zur Verfügung stand, in ein paar durstigen Zügen aus. Obwohl Simian sah, wie der Käfer in einem fort auf dem Schreibpult hin und her raste, kam es ihm doch vor, als habe er selbst den Text kopiert.

Auch als er drei Tage später dem Leiter des Skriptoriums seine Kopien der ersten fünfzehn Psalmen vorlegte, fühlte er sich als deren Schöpfer – ganz und gar. Mit einer Reihe von Handzeichen machte Malachias ihm deutlich, wie tief beeindruckt er war, wie erfreut über die Tatsache, dass Simias offenbar im Begriff stand, wieder zu einer ruhigen Hand, zu Gott, zu seinen Mitbrüdern zurückzufinden. Das erfüllte den Schreiber mit Stolz und er kehrte erhobenen Hauptes und freudigen Herzens in seine Zelle zurück.

Die Leistung des Käfers war enorm, ohne Pause ras- te er hin und her, her und hin. Ganz offenbar brauchte er weder Schlaf noch Futter. Ernährte er sich am Ende

von der Tinte, die er in seinem Rüssel trug? Oder sogar von den heiligen Worten, die er kopierte?

Kurz nachdem Malachias die ersten drei Lagen des Codex geprüft und für völlig fehlerfrei befunden hatte, hörte Simias plötzlich Schritte in dem Gang, der zu seiner Zelle führte. Hastig griff er nach seinem Becher, um den Käfer einzufangen. Wie in der ersten Nacht hüpfte der vom Pult und verschwand in einer Ritze der Außenmauer.

Sekunden später standen der Abt, der Prior und Malachias in seiner Zelle und beugten sich mit ungläubigen Blicken über das Pergament, auf dem eben die ersten Zeilen des 32. Psalms am Entstehen waren: « ... nec est in spiritu ejus dolus ». Wie ein Schock kam es Simias in den Sinn, dass seine Feder ja völlig trocken war – doch das fiel keinem seiner Gäste auf. Der Abt tätschelte ihm die Wange, der Prior nahm ihn gar in die Arme und drückte ihn fest, wobei er ein leichtes Grunzen der Begeisterung von sich gab. Und Malachias sprach ihm mit einer Reihe von Handzeichen zu, von denen er allerdings nur die Hälfte verstand. Das hatte vermutlich damit zu tun, dass im Kloster verschiedene Zeichenkataloge kursierten, die offenbar nicht völlig deckungsgleich waren. Der Abt zückte ein Wachstafelchen und kritzelte hinein, dass der Schreiber nun wieder im Skriptorium willkommen sei. Simias aber machte ihm verständlich,

dass er sich Gott in der Abgeschlossenheit seiner Einzelzelle viel näher fühle und nur hier ganz mit den Heiligen Schriften verschmelzen könne, die er abschreiben zu dürfen das gnädige Privileg habe. Die drei Herren nickten verständnisvoll.

Als sie wieder gegangen waren, versuchte Simias den Käfer aus seinem Versteck zu rufen. Doch der wollte nicht erscheinen. Simias legte Brotkrümel aus und tropfte Wein vor die Mauer, führte seinen Federkiel vorsichtig in die Ritze ein, sprach Gebete, sang ein Bittlied, lockte und lockte. Vergebens. Dann schlug die Glocke zur Non. Während der Feierlichkeiten in der Kirche fühlte sich Simias unruhig und es gelang ihm kaum, bei den Gebeten und Hymnen mitzuhalten, den Vorlesungen zu folgen. Kaum war das letzte Amen gesprochen, rannte er zu seiner Zelle zurück, stieß die Türe auf. Gott sei Dank! Der Bucklige war an der Arbeit.

So vergingen die Tage. Der Käfer kopierte und kopierte, Simias lag auf seiner Pritsche und döste vor sich hin oder formte kleine Figuren aus Brot, die er mal zu Pilgerzügen, mal zu befeindeten Heeren aufstellte – ehe er sich Mann um Mann in den Rachen warf, begleitet von einem fröhlichen Schnalzen. Ab und zu kam Malachias zu Besuch, manchmal auch einige seiner Mitbrüder, vor allem die anderen Skriptoren. Stets brachte er den Käfer mit demselben Trick dazu, die Bühne zu

räumen. Und stets waren die Besucher voller Bewunderung für die Genauigkeit seiner Kopie, die Klarheit seines Textes, die Entschiedenheit und Feinheit seines Strichs. Besonders gerührt war der alte Mönch, der ihn in die Kunst des Kopierens eingeführt hatte. Er brach sogar sein Silentium und flüsterte Simias ins Ohr: «Bei Gott, du bist besser als Adelmus, ohne Zweifel führt Maria selbst dir die Feder, wirst du von ihr genährt wie einst der Heilige Bernhard.»

In der sechsten Woche war es dann soweit, nahm der Käfer den hundertfünfzigsten Psalm in Angriff, das Große Halleluja. Kurz bevor er zu letzten Zeile kam, rief die Glocke zur Sext. Heiter sang Simias das Benedicite, Gloria und Kyrie eleison, frohen Herzens sprach er das Vaterunser. Schnell ließ er sich seine Schüssel in der Küche mit Bohnensuppe und einem Stück Karpfen füllen, aufgeregt eilte er in seine Zelle zurück, stellte das Essen auf seine Pritsche, trat an das Schreibpult heran. Der bucklige Käfer setzte eben den letzten Punkt, sprang vom Pult und verschwand in der Mauer. Es war vollbracht, der ganze Psalter war kopiert, ein Meisterwerk von absoluter Perfektion, von himmlischer Schönheit geschaffen. Voller Stolz und voller Freude las Simias sich die letzten Zeilen des Psalters vor, voller Triumph ließ er sich jedes Wort auf der Zunge zergehen: «Lobt ihn für seine großen Taten, lobt ihn in seiner gewaltigen

Größe! Lobt ihn mit dem Schall der Hörner, lobt ihn mit Harfe und Zither! Lobt ihn mit Pauken und Tanz, lobt ihn mit Flöten und Saitenspiel! Hallelujah! Alles, was atmet, lobe... omnis spiritus laudet...»

Was war das? Simias schüttelt sich, rieb sich die Augen, führte den Kopf näher an das Manuskript heran. «Omnis spiritus laudet Dominum», hätte es da heißen müssen. Doch da stand: «Omnis spiritus laudet Scarabeum». Und dort, auch am Anfang des Psalms las er jetzt «Laudate Scarabeum in seinem Heiligtum, lobt ihn in seiner mächtigen Feste! Hallelujah!» Simias blätterte zurück: «Regnabit Scarabeus», hieß es in Psalm 146, «Quia ad te, Scarabe, Scarabe, oculi mei» in 141. Überall das gleiche, Blatt für Blatt, in 150 Psalmen. Wo gestern noch der Name des Herrn angerufen war, wurde jetzt ein Käfer gelobt.

Der Novize, den man aussandte, als Simias nicht zur Non in der Kirche erschien, berichtete irritiert, er habe die Zelle leer gefunden, auf dem Bett sei eine Schüssel mit kaltem Bohnenbrei gestanden, darin ein Stück ebenfalls kalten Karpfens. Auf dem Schreibpult vor dem Fenster sei der originale Psalter gelegen, von den kopierten Blättern aber habe jede Spur gefehlt. Am selben Abend noch fand man das Habit von Simias am Rand des tiefsten Brunnens, den es auf dem Gelände

des Klosters gab. Akkurat gefaltet lag es da, beschwert von einem Federkeil, einem Kopistenmesser und zwei Fässchen mit Tinte.

# Verfloxter Schnupfen

**Eine Käfergeschichte aus dem Jahr 1614**

Wo waren sie nur alle hin? Eben herrschte hier noch Hochbetrieb – und jetzt? Gähnende Leere. Totenstille. Totenstille! Runzi musste lachen. Eigentlich aber war ihm gar nicht lustig zumute. Mehr als sechshundert Jahre schon war er der Schlossgeist auf der Insel Pepsis – und hatte der Familie stets treu gedient. Jetzt auch Herrn Hugues, obwohl der offenbar nicht viel von Traditionen hielt. Mehr als fünfzig Jahre war er schon alt und hatte immer noch keine Kinder, dabei war er der letzte Spross. Eine Schande! Trotzdem, hatte er ihm nicht stets den Rücken frei gehalten? Hatte er nicht furchtlos die ganzen Krämer mit ihrem nutzlosen Zeugs verjagt, die Bettler mit ihren falschen Holzbeinen und ihrem aufgemalten Verbrennungen? Hatte er nicht immer brav die Kerzen ausgeblasen, wenn sein Meister wieder einmal stockbetrunken über seinem Becher zusammengebrochen war? Wie der trinken konnte? Bis er dann von einem Tag auf den anderen ... was für eine Schmach. Das Saufen hatte er bestimmt auf seinen Reisen gelernt. Viele Jahre war er weg gewesen. Wahrscheinlich hatte er sich durch die Welt deliriert. Fast konnte er ihn sehen, wie er da zwischen

Fässern, Säcken mit Zwieback und Bohnen, halb toten Hühnern und Käseläiben im dunklen Rumpf einer Kavelle lag, ein Stiefel war ihm vom Fuß gerutscht, ab und zu tippelte eine Ratte vorbei und schnüffelte an seinen Zehen. Hugues aber schnarchte unbeirrt weiter, was für eine bequeme Art, von Kontinent zu Kontinent zu reisen.

Esszimmer! Natürlich! Da hatte noch nicht nachgeschaut. Runzi flog durch die Gänge, quetschte sich unter der Türe durch, schüttelte den Staub davon. Was für ein Ärger aber auch. Seit er diesen Schnuppen gehabt hatte, kam er einfach nicht mehr durch die Mauern, ja selbst die Holztüren stellten plötzlich ein Hindernis dar. Es hatte gar keinen Zweck, es zu versuchen. Zu Beginn wollte er es ja nicht wahrhaben, zwängte sein Vorderteil gegen alle Widerstände in den Stein. Und dann musste er niesen, doch die Luft ging nach hinten los, pfurte durch etwas, was vor einem halben Jahrtausenden einmal sein Pferdekörper gewesen war, sein Pferdedarm, sein Pferdeanus ... Himmel, Himmel, sein Leben als Gaul wollte er auf keinen Fall zurück. Was für eine jämmerliche Existenz das gewesen war. Zum Glück war er diesen Klepper-Körper los. So als Geist war man doch viel leichter, freier – und eleganter. Offenbar aber war doch noch etwas von dem Rossleib an ihm, ein Gefühl auf jeden Fall, ein Kitzeln in einem unsichtbaren



Rektum, die Wegmarke eines Windes. Grund genug, das mit den Wänden und Türen zu lassen.

Doch die Erinnerung an den Schrecken in der Mauer holte ihn immer wieder ein, gerade wenn er sich ein wenig ausruhen wollte, spukte das Gefühl in ihm nach wie ein Furz in einem völlig durchsichtigen Laternenglas. Tatsächlich fragte er sich in diesen Moment plötzlich, was er war. Ein Geist, natürlich, das wusste er längst, der Geist des Ortes. Nur, was war das eigentlich, ein Geist? Bisher hatte er sich ganz über seine Aufgaben definiert. Und da war ja klar, wer und was er war. Aber von der Arbeit einmal abgesehen? Wer? Niemand hatte ihm das je erklärt. Niemand. Fast hoffte Runzi, die große Träne, die er wachsen und schließlich abfallen fühlte, würde auf den roten Bodenkacheln eine schwarze Lache bilden, einen Fleck zwischen all den Figuren, mit denen die Fliesen verziert waren. Doch das passierte nicht. Die Träne entflog ohne anzukommen.

Natürlich war auch das Esszimmer leer. Vom Tisch standen nur noch die schweren Steinfüße, die kostbare Holzplatte mit den Schnitzereien war weg. Die Füße waren wohl zu schwer gewesen, die hatte die Ururururur'ururururur'ururururur'ururururur'ururur, Moment ..., noch ein Ur... Großmutter von Hugues damals von einem Gehilfen anfertigen lassen, einem alten Mann, der schon an einem Dom in Deutschland

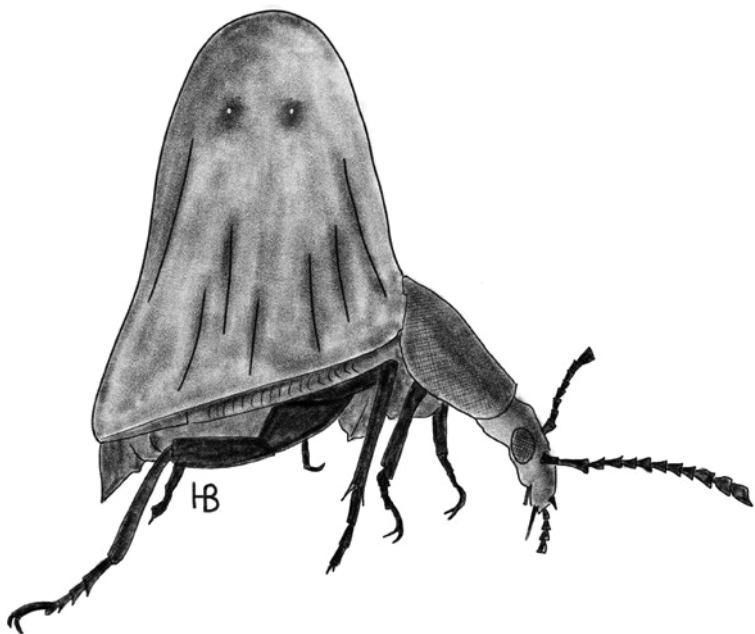
Den Dragalol (*Pneumaphorus confectus*) trifft man oft am Rand von Gewässern oder Sümpfen an, was sich die Wissenschaft bis heute nicht erklären kann, ist das Tier doch äußerst wasserscheu.<sup>1</sup> Ja, das Insekt aus der Familie der *Tempestagustae* galt früher als veritabler Wettervorhersager, liegt nämlich Regen in der Luft, dann verzieht es sich unter Steine oder in Mauerritzen. Der Käfer kann 45 mm lang werden und gehört zur Gruppe der Koprophagen, er frisst am liebsten die Ausscheidungen von Nagetieren wie Mäusen oder Ratten, weshalb man ihn auch häufig in Haushalten antrifft – sogar die Exkremente von Vögeln verschmäht er nicht.

Der Dragalol fällt durch die Langsamkeit seiner Bewegungen auf. Obwohl er einen schlanken Körper hat, schleppt er sich vorwärts, als laste ein enormes Gewicht auf ihm. Im 17. Jahrhundert dachte man offenbar, das Tier sei von einem Geist besessen, der es schwer zu Boden drücke, ihm die Beine lähme. In einem Vertrag über ein Grundstück wird die Tigout als ein Fluss beschrieben, an dessen Ufer viele Dragalols hausen, die «inal bezin bertaksi di on psipsak wònzik», die «alle Träger eines schweren Geistes sind».<sup>2</sup>

Auch im Namen des Käfers drückt sich sein angestrengt wirkender Gang aus: Dragalol kommt vom Verb *dragaléin*, das «schleppen» bedeutet. Als *dragalolsi* bezeichnet man auch Menschen, die beim Gehen die Füße nachziehen.

<sup>1</sup> Karol Zhuki: *Karabé. Un manuel pour voyager dans le monde des coléoptères de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2016 [3., 1.1999]. S. 226.

<sup>2</sup> Anna Klano-Ville. *Fantômes, scarabées, terres sacrées. Un contrat de vente bizarre pour un terrain au bord de la Tigout datant de 1614*. In: *Mémoire avenir. Le journal des archives nationales*. No 15. Juillet–septembre 2020. S. 154.



in, ach, wie hieß der Ort schon wieder, Himmel, das Gedächtnis – irgendwas mit einem Affen, der gelaust werden wollte.

Wahrscheinlich hätte er die alte Köchin nicht immer wieder so erschrecken sollen. Die Sache mit dem Hirsebrei war vielleicht etwas zu viel gewesen. Andererseits doch auch sehr lustig. Als sie den Deckel des Topfes abhob und er ihr mit dem ganzen Schleim am Leib um den Hals gefallen war... ha, selten so gelacht in den ganzen sechshundert Jahren. Und schließlich war das doch seine Aufgabe. Was blieb denn von einem Geist, wenn er keine Leute mehr in Angst versetzte? War der Moment, in dem er den Menschen als Schrecken einfuhr, nicht der Augenblick, in dem er sich richtig lebendig fühlte. Existierte ein Geist überhaupt jenseits dieses Moments? Hatte er das nicht auch irgendwo gelesen? In einen der vier Bücher, die sein Herr besaß? *Ego terrēō, ergo sum*. Ich erschrecke, also bin ich. Er spürte, dass er seiner ein wenig Zeit voraus war. Und das war nicht gut, denn ein Geist holte jede Zeit ein. Oder war es umgekehrt?

Wo waren sie nur alle hin? Sein Meister, die Diener und die neue Köchin, die junge Frau aus Bitase, Marie, die dem Herrn so gern den Kopf verdrehte. Er war ja sicher vierzig Jahre älter als sie. Da war das keine Kunst. Schon am ersten Tag, sie hatte ihm noch kaum ein rich-

tiges Essen vorgesetzt, hatte er viel weniger als üblich getrunken. Nach einer Woche hatte er es ganz gelassen, nur noch genippt an seinem Becher, um die gute Form zu wahren. Und dann hatte er angefangen, sich zu waschen, im See zu baden, selbst wenn es regnete. Und er hatte seine alte Mappe wieder hervorgeholt, die Blätter, auf denen er vor Jahren seine Geschäftsidee notiert hatte. Flausen! Hatte er es nicht gut hier? Mit den vier Bauern, die ihm die Speicher füllten? Was wollte er in der Stadt?

Warum hatte sein Herr dieser Marie alles erklärt? Ihr alles anvertraut? Einer einfachen Köchin? Diesem jungen Ding? Sie hatte zugehört. Dann hatte sie ihn ermutigt. Und dann hatten sie sich geküsst – und wenn sich zwei Menschen küssen, dann vertreibt das die Geister aus dem Raum. Das weiß jeder.

Natürlich hatte er nichts unterlassen, die zwei auseinander zu bringen. Er hatte Marie zu erschrecken versucht, war ihr wie ein tobsüchtiger Schlagzeuger durch Töpfe, Deckel und Pfannen gefahren, ihr wie ein würgesüchtiger Turban um Kopf und Hals gekreist. Doch die Frau ließ ihn nicht an sich heran. Er hatte ihr auch so manche Suppe kräftig versalzen. Dem Herrn aber schmeckten ihre Brühen, selbst wenn man Moses hätte rufen müssen, mit seinem Stab die Lake zu teilen. Und dann hatte Marie diesen Schnupfen bekommen. Erst

hatte Runzi sich gefreut, denn ihre Nase wurde immer röter, ihr Gesicht immer dicker, ihre Augen verloren den Glanz, wurden fiebrig. Und wenn sie sich den Rotz aus der Kehle hochzog, dann machte sie dabei Geräusche, die auch Herrn Hugues nicht gefallen konnten. Sie war eben doch ein Ding vom Land. Eines Abends in der Küche aber, als hätte sie gespürt, dass Runzi in eben dem Moment über dem Schweinebraten schwebte, nieste sie geradeaus in seine Richtung. Drei Mal, in schneller Folge: Tschum, tschum, tschum. Ein paar Stunden später schon hatte er sich elend gefühlt und musste sich zurückziehen in seine kleine Nische im alten Teil des Schlosses, wo schon seit Jahren kein Mensch mehr hinkam.

Und jetzt waren sie offenbar alle weg. Hatten sie es tatsächlich getan? Waren sie in die Stadt gezogen, wie Marie sich das gewünscht hatte? Die Kleine hatte Herrn Hugues ja geschickt manipuliert, das musste er ihr lassen. Sie hatte ihm ihre Wünsche so ins Gemüt geschmiert, dass er sie für seine eigenen halten musste. Und dann war wohl alles sehr schnell gegangen. Ruckzuck hatten sie das Wichtigste gepackt, aufs Boot, über den See, davon. Und ihn, Runzi, hatten sie einfach ...

Doch was soll ein Geist allein in einem schäbigen Schloss? Warum soll er etwas begeistern, wenn da keiner ist? Geist um Geistes willen, das war gar nicht seine Art.

In dem Augenblick krabbelte ein Käfer unter der Türe hindurch und machte sich daran, munter den Speisesaal zu durchqueren. Das war besser als nichts. Vielleicht würde er den armen Kerl zu Tode erschrecken. Doch es war ja bloß ein Karabé. Runzi flog in die äußerste Ecke des Raumes, um den Schwung zu maximieren, holte tief Luft, kniff die Augen zu und stürzte sich mit aller Wucht hinunter auf das Insekt. Statt des erwarteten Knalls aber, mit dem er von dem Tier hätte abprallen müssen, vernahm er erst ein Knirschen, dann ein Schlürfen und Schmatzen. Er öffnete die Augen. Was war das? Ganz offenbar war er in den Käferkörper hineingeflutscht und blickte jetzt aus dessen Kopf heraus über den Fußboden. Was für eine elende Perspektive! Was für eine Erniedrigung für einen Geist! Er versuchte sich zu befreien, sich hinaus zu wölben, herauszusprengen, doch das machte ihn nur niesen und führte dazu, dass er heftige Fürze provozierte, die ihn mitsamt seiner Rüstung in Rücken über den Boden rutschen ließen, wie einen Gaul, den man mit Fußritten durch einen Hof prügelt. Er strengte sich noch mehr an. Wieder nur niesen. All seine Wut wurde Wind, all seine Kraft kulminierte im Kotkanal des Käferkleppers. Verflaxter, verflaxter, verflaxter Schnupfen!





# Der Prozess

**Eine Käfergeschichte aus dem Jahr 1777**

Krabbe war ein lausiger Gehilfe. Er war fürchterlich unkonzentriert, man musste ihm zehnmals sagen, was er zu tun hatte, und selbst dann machte er alles falsch. Wenn man ihn losschickte, um Bretter zu holen, brachte er Nägel. Brauchte man einen Hammer, kam er mit einer Zange. Wollte man eine Eimer mit Pech, schaffte er einen Schwamm mit Wasser herbei. Wenn man ihm etwa befahl, einen Pfahl in Position zu halten, dann kam es vor, dass er im Stehen einschief – und schließlich mitsamt der Stütze umkippte. Kürzlich hatte er aus Versehen die Schraube an einem Tastzirkel verstellt – mit dem Ergebnis, dass man mehr als hundert Bolzen mit dem falschen Durchmesser produzierte. Warum der Direktor der Werft ausgerechnet Krabbe als Glücksbringer für den Bau der *Kalea* ausgewählt hatte, konnte niemand verstehen. Offenbar hatte er Funut befragt, die sesoulistische Gottheit der Schiffsbauer.

Eigentlich hätte man die *Kalea* ja in diesem Jahr fertigstellen wollen: 1777, das war eine gute Jahreszahl für den Stapellauf des besten und schönsten Bootes, das je auf Lemusa gebaut worden war. Dass man noch ein Jahr länger brauchen würde, war nicht Krabbes Schuld.

Die Herren von der Handelskompanie, denen die Werft gehörte, dachten sich immer wieder neue Extras für die Fregatte aus.

Dass Krabbe sich nicht konzentrieren konnte, hatte mit einem Buch zu tun, doch das wusste niemand außer Krabbe selbst. Es war ein ganz besonderes Buch, ein dickes und schönes Buch, mit einem Einband aus Leder, roter Prägung und goldenen Nägeln. Krabbe hatte es vor Jahren von einem alten Kaufmann bekommen. Zum Dank dafür, dass er dem Händler dabei geholfen hatte, seine Waren über einen Fluss zu schaffen, der an dem Tag mehr Wasser führte als sonst. Krabbe konnte nicht lesen. Er kannte nur die Buchstaben seines eigenen Namens: A, B, E, K und R. Den Rest der Worte musste er erraten. Darin allerdings war er sehr gut. Und was er erriet, das zog ihn Nacht für Nacht in seinen Bann – oft bis in die Morgenstunden hinein. Kein Wunder also, war er müde und unkonzentriert, wenn er auf der Baustelle erschien – er hatte dann stets schon so manches Abenteuer hinter sich, oft schon die Welt gerettet, eine Prinzessin verführt oder wenigstens eine Schlacht gewonnen.

Gestern war er mit einem Frachter bis weit in den Norden hinauf gefahren, an lauter kleinen Inseln vorbei. Am Strand standen Männer, Frauen und Kinder in hellen Fellkleidern und winkten ihnen nach. Ab und

zu paddelte ein Jäger ein paar Meter neben ihnen her, in einem kleinen wendigen Boot. Dann gerieten sie in Packeis und mussten umkehren. Zuvor allerdings erlegten sie noch einen Eisbären und ein Dutzend Robben, als Proviant.

Heute Nacht würde er in die Südsee reisen. Da war er sich sicher. Er würde auf einer jener Inseln an Land gehen, deren Bewohnerinnen und Bewohner keine Kleider kannten. Er würde die süßesten Früchte essen und dann in diese dunklen Augen schauen, die wie Diamanten über dem Lagerfeuer glommen. Vielleicht würde er auch woanders hin gelangen, auf ein Turnier zum Beispiel oder zu einem Vulkan, der in jeder Sekunde ausbrechen konnte. Auch ein Degengefecht hatte er schon lange nicht mehr. Vielleicht war es aber auch Zeit, wieder mal mit einer Kutsche durch einen dunklen Wald zu rasen... Was auch immer. Aber ein Abenteuer, da war er sich sicher, ein Abenteuer würde er heute noch erleben.

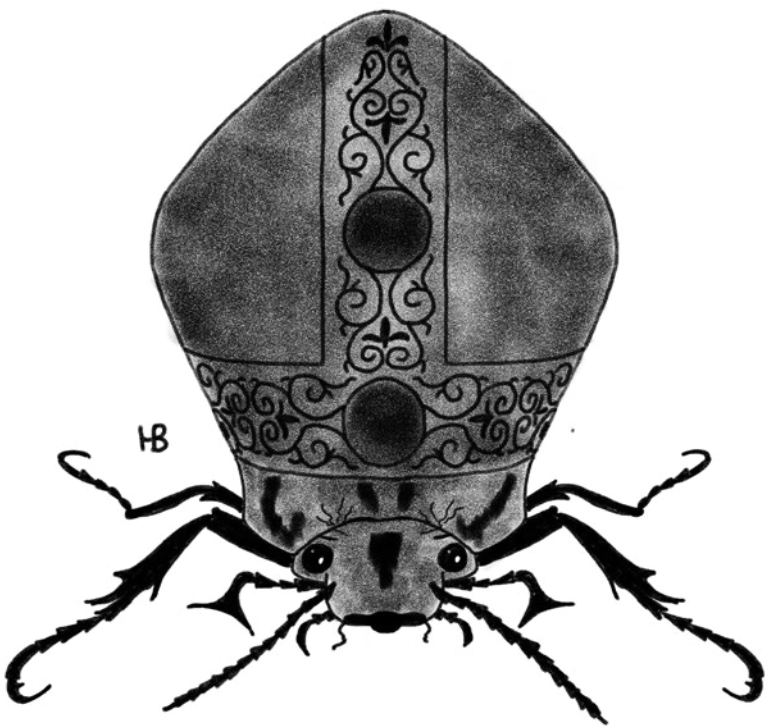
Die Geschehnisse seiner Nächte holten ihn auch tagsüber manchmal ein. Kürzlich hatte er nach dem Mittagessen geglaubt, der Mond sei über dem mächtigen Gerippe der Kalea aufgegangen. Ein wunderschönes Gedicht war ihm eingefallen und er hatte es in eine der Planken der Fregatte geritzt: «e eer ee a eea». Anfangs hatte er sich noch an die ganzen Worte erinnert,

Der Èpsakok (*Navimersus mitraferens*) ist ein berüchtigter Schädling, der sowohl im Larvenstadium wie auch als Imago einen schier endlosen Hunger auf Holz hat, wobei er gesunde feste Hölzer jenen vorzieht, die bereits morsch oder faulig sind.<sup>1</sup> Der Käfer aus der Familie der *Lignogustae* fällt durch seinen rautenförmigen, steil nach oben stehenden Panzer auf, der an eine Bischofsmütze erinnern kann. Daher kommt auch sein Name, der auf èpsak zurückzuführen ist, das lemusische Wort für «Bischof». Das Tier kann 33 mm lang und bis 55 mm hoch wachsen. Es hat so stark verkümmerte und verkrümmte Flügel, dass es nicht fliegen kann. Mit diesen Flügelstummeln macht es aber Geräusche in seinem Panzer, die wie einzelne Vokale oder Silben klingen.

Der Èpsakok war früher vor allem als blinder Passagier auf Schiffen gefürchtet und sein Appetit soll für so manchen Unfall auf See verantwortlich sein – kein Wunder, steht er im Ruf, Unglück zu bringen. Am 22. Dezember 1777 erklärt der Leiter eines Chantier naval in einem Brief an die Compagnie des vingt, der Stapellauf einer Fregatte müsse verschoben werden, weil man «holzfressende Käfer» an Bord entdeckt habe, die man erst sorgfältig entfernen müsse.<sup>2</sup> Zweifellos hatte man Èpsakoks gefunden. Bei dem Chantier naval dürfte es sich um die 1772 gegründete Werft der Handelsgesellschaft in der Baie des Rouches handeln, bei der erwähnten Fregatte um die *Kalea*, die 1778 in Dienst genommen wurde.

<sup>1</sup> Karol Zhuki: *Karabé. Un manuel pour voyager dans le monde des coléoptères de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2016 [3., 1.1999]. S. 162.

<sup>2</sup> Christine Lafontaine: *Des difficultés de départ. Un échange de lettres datant des années 1770 dresse un tableau dramatique de la vie quotidienne sur le chantier naval de la Compagnie des vingt*. In: *Mémoire avenir. Le journal des archives nationales*. No 19. Juillet–septembre 2021. S. 59–68, besonders S. 64.



von denen er nur seine Buchstaben schreiben konnte. Mit der Zeit aber waren die Zeilen in seinem Kopf verblasst. Es war einfach zu viel los. Und das Gedicht gefiel ihm auch so. Es war, das musste Krabbe immer wieder mit einem gewissen Stolz konstatieren, das mit Abstand schönste Gedicht an den Mond, das er kannte – ruhig und voller Gefühl, klar in seinem Rhythmus und doch ein wenig geheimnisvoll, ja geradezu labyrinthisch wie die Seele selbst.

Im Moment stand Krabbe vor dem Heck der *Ka-  
lea*, auf einem Gerüst unter dem großen Fenster in der Kapitänskabine. Er musste eine Stange in Position halten, damit eine Lade oben blieb und die zwei Schiffszimmermänner darunter ein paar Scharniere anbringen konnten. Krabbe musste gähnen. Die Handwerker liesen sich aber auch Zeit. Anstrengend war es nicht, diesen Stab zu halten, aber abwechslungsreich war es auch nicht gerade. Er ließ seinen Blick dem Schaft entlang nach oben wandern. Das Ende des Stabs war stark gekrümmt, beschrieb fast eine Schlaufe. Wozu das wohl gut sein konnte? Langsam, ganz langsam glitten seine Augen dem Holz entlang wieder nach unten, wurden ab und zu von den Lidern überholt, ab und zu.

Plötzlich leuchtete im Innern der Kapitänskabine etwas auf, als bewege sich da Metallisches durch die Dunkelheit. Ein Tier? Ein Schiffsgeist? Ein Zwerg in einer

Rüstung? Wie gerne wäre hinaufgeklettert und durch das Fenster in den Rumpf des Schiffs gestiegen, um nachzusehen. Aber er musste ja die Stange halten. Andererseits, vielleicht hielt die Lade ja auch so. Manche Dinge konnte man doch auch einfach mal ausprobieren. Das Brett, auf dem Krabbe stand, war sicher fünf Meter von dem Fenster entfernt, gleichwohl gelang ihm der Sprung mit Leichtigkeit und er landete elegant in der Mitte der geräumigen Kapitänskabine. Auf dem Tisch stand eine Schüssel mit exotischen Beeren. Krabbe bediente sich. Das war kein schlechtes Leben, so als Kapitän. Da flackerte wieder ein silbernes Lichtlein auf, nun aber in der Tiefe des Rumpfes. Krabbe ging in die Knie und kroch auf allen vieren durch eine dunkle Röhre auf die Stelle zu, wo er zuletzt das Glitzern gesehen hatte. Nach einigen Metern wurde es heller, dann öffnete sich der Gang wie die Mündung einer Trompete und kurz darauf gelangte Krabbe in einen großen, allseits mit glänzendem Holz ausgekleideten Raum voller Podeste und Balkone. Überall sassen Käfer mit hohen Panzern, die an Bischofsmützen erinnerten. Als sie ihn bemerkten, drehten sie sich alle zu ihm um: «Ebb abb ebb», brüllte ihm einer entgegen. «Kr ab kr», rief ein anderer, «rk an rk». Da richtet sich auf dem höchsten Podest ein besonders mächtiges Exemplar mit einer weißlichen Kopfzeichnung auf, schwenkte seine langen Fühler hin

und her, um seine Artgenossen zu beruhigen, rief «Re! Re aa!» in den Raum und alle wurden still.

«Aekaer!», rief der Große ihm zu und es klang bedrohlich, «r ae e r ee». Krabbe verstand kein Wort und schüttelte den Kopf. Da bemerkte er, wie ihm mit jeder Bewegung des Haupts ein Buchstabe zuflog. «Wie se wir i besrae», das klang schon besser. Krabbe schüttelte weiter seinen Schädel und als er sicher sein konnte, dass alle Buchstaben eingetroffen waren, sagte er mit fester Stimme: «Herr Vorsitzender, können Sie das bitte wiederholen?»

Der mächtige Käfer neigte sich nach vorn, sodass sein Kopf weit über den Podest hinausragte und sein Panzer bedrohlich in der Luft über Krabbe schwankte, dann wiederholte er, langsam und überdeutlich: «Angeklagter! Wir haben dich für schuldig befunden. Wie sollen wir dich bestrafen?»

Krabbe dachte einen Moment lang nach, lächelte dann, kniff ein Auge zu, legte den Kopf etwas schräg und sah so zu dem Vorsitzenden hoch: «Sollten nicht Sie das wissen? Sie wollen mich doch bestrafen!»

Da ging ein Tuscheln durch die Reihen der Käfer. «Ho, was für ein Frechdachs», murmelten die einen entsetzt. «Der getraut sich was!» «Wie kann er es wagen?» «So eine Unverschämtheit!» «Das wird ihn teuer zu stehen kommen!» «Wir sollen...?» «Wie absurd!»



«Respektlos!»

«Ruhe! Ruhe im Saal!», rief da der Vorsitzende wieder und das Geflüster verebbte: «Angeklagter! Wenn wir dich nicht bestrafen, was wirst du dann tun?»

«Ich weiß es nicht», sagte Krabbe, «vielleicht sollte ich einfach gehen?»

Wieder zischelten die Käfer los. «Was der verlangt!» «Was will er nur?» «Wie stellt er sich das vor?» «Unglaublich!» «So etwas habe ich noch nie erlebt!» «Keine Erziehung!» «Kein Anstand!» «Obszön!»

«Ruhe! Ruhe im Saal!», grollte der Große und seine Fühler peitschten durch die Luft.

«Angeklagter!», knirschte er nun sichtlich böse, «dann werden wir dich heilig sprechen!». Entsetztes Stöhnen in der Menge, kleine Aufschreie da und dort. «Der Ärmste!» «Hat er das wirklich verdient?» «Wie grausam» «Entsetzlich!» «Aber ist er nicht selber schuld?» «Brutal!» «Ja, aber gerecht!» «Trotzdem!»

«Beruhigt euch», rief Krabbe in den Raum, «ich habe nichts dagegen. Ich glaube zwar nicht an das Christenzeugs, aber es macht mir nichts aus! Wirklich nicht!»

Da rannten die Käfer los, rissen Schränke und Schubladen auf, holten Gefäße mit Salben und goldene Tücher, Kelche und Tablets, Posaunen und Harfen, kleine Triptychen und Diptychen... Als endlich alles bereitstand, wurde es ruhig im Saal. Aller Augen

richteten sich auf den Vorsitzenden. Der plusterte sich zu voller Größe auf, schaute nach links, schaute nach rechts, gab dann mit dem Kopf ein Zeichen. Zwei Diener erschienen mit einem roten Samtkissen, auf dem eine kleine Schatulle aus Kristallglas lag. Sie traten damit vor Krabbe.

«Gut», der Vorsitzende räusperte sich, «gut, bringen wir es hinter uns. Angeklagter! Wir brauchen jetzt ein Haar von dir, als Reliquie. Weil du dich einsichtig gezeigt hast und reuevoll, begnadigen wir dich dazu, es dir selbst auszureißen und es eigenhändig in den Schrein zu legen.»

«Kein Problem!», sagte Krabbe, zuckte mit den Schultern und ließ, um sich ein Haar zu zupfen, kurz die Stange los. Mit einem Knall klappte die Luke zu, die zwei Zimmermänner fluchten und sprangen in den Uferschlamm, ein Seil riss sich los und zerrte die Rückwand des Ruderkastens aus Nut und Fuge. Das Stück krachte zu Boden und stieß dabei zwei Keile weg. Das ganze Rollwerk unter dem Kiel der Fregatte kam in Bewegung, Holz zersplitterte, Taue rissen, schreiend warfen sich die Zimmerleute zur Seite, ein Pferd wurde durch die Luft geschleudert, ein Karren an einem Felsen zerdrückt. Langsam – Krabbe fand, dass majestätisch das richtig Wort sei – langsam glitt die Kalea in das Wasser der Baie des Ruches hinaus. Krabbe stand immer

noch auf dem Brett vor dem Fenster des Kapitäns. Aller Augen sahen ihm nach. Krabbe hob die Hand und winkte. Er hatte es ja gewusst: Er würde heute noch ein Abenteuer erleben.



# Ein besonderer Fund

**Eine Käfergeschichte aus dem Jahr 1877**

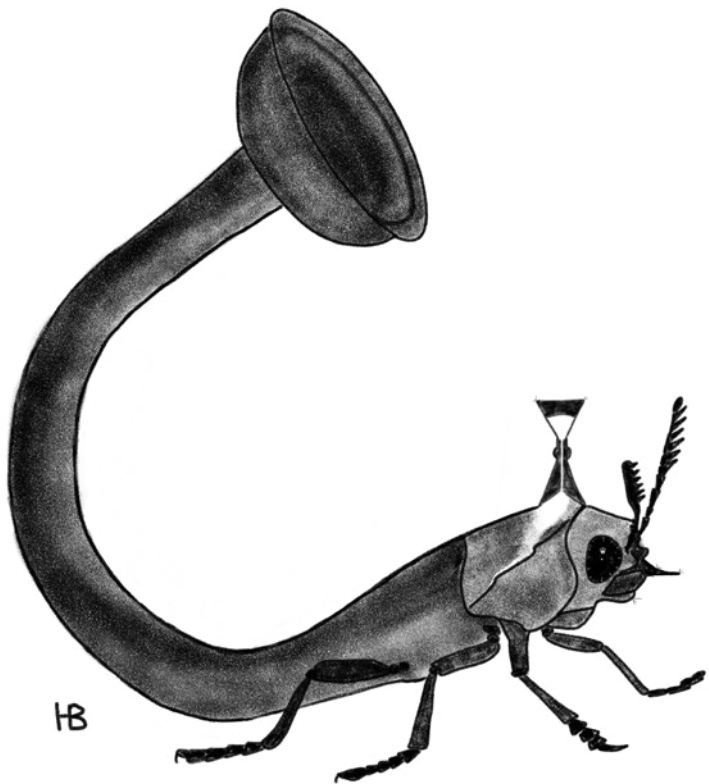
Fast wäre er drauf getreten. Im letzten Moment konnte er seinen Stiefel gerade noch zur Seite dirigieren, Millimeter an dem kleinen Wesen vorbei. Bufi zog den Fuß zurück und ging vor seiner Türschwelle in die Knie. Tatsächlich, da lag ein winziger Pamsak, der Wind seines Tritts hatte das Tierchen zur Seite geblasen und es versuchte matt, sich wieder auf die Beinchen zu strampeln. Mit dem rechten Zeigefinger schubste Bufi den kleinen Käfer behutsam in die Fläche seiner Linken, hob ihn näher an seine Augen heran. Der kleine Kopf, die lange Nase, das Hütchen über der Stirn und vor allem natürlich der riesige Schlauchschwanz, der wie ein Rüssel mit einem Saugnapf am Ende aus dem Rücken des Tierchens wuchs. Es war alles da, es konnte kein Zweifel bestehen: Das war ein Pamsak, ein Baby zwar noch, aber eindeutig... Bufi wurde nervös, nestelte mit der freien Hand den Schlüssel aus seiner Veste, wuchtete die Türe auf, lief zum Küchenschrank, seine Augen rasten über die Töpfe, Krüge, Tassen und Teller. Endlich griff er eine Suppenschüssel mit einem leicht nach innen gebogenen Rand, setzte den Käfer auf den Boden, trug ihn zum Tisch, zwang sein Herz zur Ruhe.

«Was für ein unglaubliches Glück», dachte Bufi, «nach dem wahnsinnigen Fund von letztem Frühling jetzt diese Trouvaille! Ottolot [die sesoulistische Gottheit des günstigen Zufalls] meint es offenbar gut mit mir». Der Pamsak war ein außerordentlich seltener Käfer. Bufi kannte niemanden, der je einen gesehen hatte. In den vergangenen Wochen hatte er in der großen Bibliothek von Gwosgout alles studiert, was er über Pamsak finden konnte, alle Beschreibungen gelesen, alle Zeichnungen genauestens inspiziert. Man wusste oder behauptete zumindest einiges über den Käfer, als gesichert aber galt nur wenig. Die Entomologen waren sich nicht einmal einig, ob der Pamsak auch wie alle anderen Käfer ein Larvenstadium durchlief. Manche glaubten, er werde in einem silbernen Schächtelchen zur Welt gebracht und von bestimmten Uhus freiwillig ausgebrütet. Auch seine maximale Größe war Gegenstand von Kontroversen: Manche schrieben, er könne ganze 60 mm lang werden, andere hielten das für übertrieben. Eine Entomologin gab an, der Pamsak werde unter günstigen Bedingungen zwei Jahre alt, eine andere Wissenschaftlerin sprach von zwanzig Jahren. Dritte waren sogar überzeugt, *Megalorufus sedentarius* könne theoretisch ewig leben, fände er nur immer einen passenden Partner und in jedem Zeitalter schnell genug das richtige Futter. In dem Punkt übrigens war

man sich einig: Alle Autorinnen und Autoren schrieben, dass sich der Pamsak ausschließlich von den Eiern des Husol-Frosches ernähre.

Husols lebten zahlreich in der Nähe des Hauses, das Bufi vor mehr als dreissig Jahren von seinen Großeltern geerbt hatte. Die Kase Arzila lag ja auch in einer sehr froschfreundlichen Zone, zwischen der Mùskelle und der jungen Miosa, am nördlichen Rand eines großen Feuchtwaldes, der sich über die Spitze des Mont Mik hinweg ohne Unterbrechung bis weit in den Süden der Insel hinein ausdehnte. Bufi konnte die Husols am Abend im Wald quaken hören. Er hatte auch schon nach ihren Eiern gesucht, denn die galten als außergewöhnliche Delikatesse und wurden auf den Märkten von Port-Louis und Gwosgout sündhaft teuer verkauft. Doch aus dem kleinen Zuverdienst wurde nichts, was keine Überraschung war, gab es doch seit jeher bekanntlich bloß drei Sammlerinnen, die wussten, wo und wie die Eier der Husols zu finden waren. Bufi kannte alle drei Frauen, sie wohnten nicht weit entfernt, auf der Nordseite der Mùskelle in der Gegend von Alomps – und er wusste auch, dass sie ihre Geheimnisse jeweils nur an eine Tochter weitergaben, seit Generationen schon ging das so.

«Vielleicht ist mein Pamsak ja etwas weniger verschleckt als die anderen», dacht Bufi, «er ist ja noch



Der Pamsak (*Megalorufus sedentarius*) ist ein eher seltener Käfer, er kann 40 mm lang und mehrere Jahre alt werden.<sup>1</sup> Am wohlsten fühlt sich das Tier aus der Familie der *Deobturarae* in feuchtem Unterholz oder am Rand von stehenden Gewässern. Das Insekt ernährt sich vor allem von Froschlaich, frisst aber auch Ameiseneier sowie bestimmte Pilze und



Flechten. Sein auffälligstes Merkmal ist die *Caudacullea*, sein Schlauchschwanz, ein röhrenartiger Auswuchs mit einem verbreiterten Ende, der an einen Rüssel erinnert und mit dem er sich festsaugen kann. Diese morphologische Besonderheit spielt vermutlich bei der Fortpflanzung eine Rolle. Allerdings weiß man bis heute nicht genau, wie sich der Käfer reproduziert.

Im 19. Jahrhundert erlangte der Pamsak geradezu mythische Berühmtheit – so sehr, dass die *Encyclopédie* von Maisonneuve & Duprat ihm bereits in ihrer ersten Ausgabe 1866 einen Eintrag widmete.<sup>2</sup> Schuld an der Aufregung rund um den Käfer war, wie man heute weiß, Magnus Grincervelle (1802–1887). Der Handschriftenforscher wollte in einem Codex aus dem 13. Jahrhundert die Beschreibung eines «scarabaeus cum sugens proboscidae», also eines «Saugrüssel-Käfers» entdeckt haben, mit dessen Hilfe man Zeitreisen unternehmen konnte. Er legte seine Thesen um 1850 in einem suggestiven Aufsatz dar, der einige Beachtung bekam. Bei späteren Untersuchungen des äußerst fragilen *Codex animalium* konnte man dann jedoch keinerlei Erwähnung eines Käfers mit Saugrüssel finden und schon gar keinen Hinweis auf Zeitreisen – allerdings stellte man auch fest, dass an zentraler Stelle im Buch zwei Blätter herausgeschnitten worden waren.<sup>3</sup>

Der lemusische Name des Käfers spielt auf dessen mythische Fähigkeiten an und ist ein Kofferwort aus *pa* («hindurch») und *ams* («Zeit»).

<sup>1</sup> Karol Zhuki: *Karabé. Un manuel pour voyager dans le monde des coléoptères de Lemusa*. Port-Louis: Maisonneuve & Duprat, 2016 [3., 1. 1999]. S. 87.

<sup>2</sup> Die *Encyclopédie* hieß damals noch *Grand dictionnaire universel du XIX<sup>e</sup> siècle*. Sentores: Maisonneuve & Duprat, 1866.

<sup>3</sup> Der Aufsatz von Grincervelle, publiziert als Schrift ohne Verlag, ist erst in der 2016 entdeckten Geheimbibliothek von Oscar I. wieder zum Vorschein gekommen. Die Mediävistin Line Demer hat die Umstände seiner Entstehung rekonstruiert, den *Codex animalium* autopsiert und die Genese des Mythos vom Käfer, der durch die Zeit reisen lässt, in einem vergnüglichen Aufsatz zusammengefasst. Line Démèr: *Le mythe du scarabée qui fait voyager dans le temps. De la genèse d'un fantasme scientifique*. In: *Mémoire avenir. Le journal des archives nationales*. No 21. Janvier-mars 2022. S. 55–68.

ganz jung, hat möglicherweise noch gar keine kulinarischen Vorlieben entwickelt». Er holte ein Stückchen Karotte sowie ein paar süße Palubaka [blaue Beeren] aus der Küchenecke und legte sie auf den Boden der Suppenschüssel. Der Pamsak rührte sich nicht. Also schnitt Bufi ein feines Scheibchen Wurst ab, dann Käse, Schokolade, Brotrinde – alles ohne Erfolg. Auch Honig, Zucker und Butter lockten das Tier nicht aus seiner Starre. Schließlich riss Bufi ein Stückchen Fleisch aus der Garusche, die er eben in der Miosa gefangen hatte, legte es in die Schüssel und schubste den Käfer sanft in die Nähe der Herrlichkeit. Der Pamsak schnupperte kurz an dem Fisch, drehte sich dann um und blieb stehen.

«Alles klar», seufzte Bufi, «wenn ich dich aufziehen will, dann werde ich dir wohl deine Eier besorgen müssen». Bufi war Töpfer, Geld hatte er nur wenig – auch wenn er sein Geschirr auf den Märkten ganz gut verkaufen konnte. Der große Fund von letztem Frühling hatte ihm zwar viel Ruhm und Ehre eingebracht, doch keinen einzigen Franc. Trotzdem, was das für ein Glück gewesen war...

Aber jetzt! Jetzt musste Bufi den Pamsak am Leben halten, koste es, was es wolle. Er breitete also eine Gaze über der Suppenschüssel aus, verließ das Haus, überquerte die Mùskelle und klopfte wenig später bei einer

der Frosch-Eier-Damen an. Die wunderte sich zwar über den Besuch, war jedoch Geschäftsfrau genug, nicht nach den Gründen für Bufis plötzliches Interesse an einer Delikatesse zu fragen, die sonst eindeutig nicht auf seinem Speiseplan stehen konnte. Sie überließ ihm fünf Gramm für zwei Francs. Das sei ein Freundschaftspreis unter Nachbarn, behauptete sie. Wenn Bufi auf den Märkten seine Ware verkaufte, dann nahm er an einem sehr guten Tag höchstens vier Francs ein, zog man die Gebühren ab, blieb ihm drei.

Zuhause holte Bufi mit der Spitze eines Messers vorsichtig ein paar der Eichen aus dem Behälter und setzte sie auf den Boden der Suppenschüssel. Wie elektrisiert raste der Pamsak herbei und machte sich so gierig über den Laich her, dass nach wenigen Sekunden schon alles weggeputzt war. Danach trippelte er nervös in Kreisen und Achterschlaufen über den Boden der Schüssel, offenbar von einem gierigen Fieber gepackt, hungrig auf mehr. Bufi setzte ihm die Eier in kleinsten Portionen vor, Messerspitze um Messerspitze. Trotzdem war nach zwei Minuten alles weg. Der Gegenwert von fünf Kilo Brot, vernichtet in ein paar wenigen Sekunden. Immerhin hatte Bufi hernach den Eindruck, der kleine Körper sei schon ein wenig gewachsen. Die kostbaren Proteine hatten auf jeden Fall einen zünftigen Effekt.

In den nächsten Tagen holte Bufi wieder und wieder Froscheier bei der Nachbarin. Als ihm nach einer Woche das Geld ausging, bot er ihr seine schönsten Töpfe an – Meisterstücke, die er eigentlich nie hatte verkaufen wollen. Er machte auch die zwei Ringe und sogar die Uhr zu Münze, die er von seinem Vater bekommen hatte. Immerhin wuchs der Käfer schneller als erhofft, wurden seine Glieder mit jedem Tag kräftiger, sein Kopf klarer konturiert, sein Schlauchschwanz länger. Nach gut zwei Wochen machte das Tier schon einen ziemlich ausgewachsenen Eindruck und bewegte sich sicher durch sein kleines Terrarium. Bufi ließ den Pamsak über seine Finger krabbeln, was der Käfer mit frenetischer Begeisterung tat, roch die Menschenhaut doch da und dort noch ein wenig nach Laich. «Geht es dir gut?», fragte er den Käfer. «Bist du bereit? Ich gebe uns noch bis Ende der Woche, dann versuchen wir es.»

Als der große Tag gekommen war, packte Bufi seinen Rucksack wie für eine mehrtägige Wanderung, mit Proviant und einer Decke für die Nacht. Vorsichtshalber steckte er auch ein paar Froscheier ein. Man konnte nie wissen... Dann hob er den Pamsak aus seiner Suppenschüssel und setzte ihn sich behutsam zwischen die Augen, genau auf die kleine Stirnplatte über der Nasenwurzel. Wie erwartet, saugte sich der

Käfer sofort mit seinem Rüsselchen fest. Bufi atmete ein paarmal tief durch, zählte dann langsam rückwärts von 10 auf 1, sagte «Norium» und schloss die Augen. Nichts geschah. Also wiederholte er noch einmal mit deutlicher Stimme: «Pamsak, bring mich sechs Millionen Jahre zurück! Ins Norium!»

Der Pamsak strampelte leicht mit den Beinchen, was ein wenig kitzelte, sonst spürte Bufi nichts. Er löste den Käfer vorsichtig von seiner Stirn und setzte ihn zurück in die Schüssel. Er ging zur Türe, schaute hinaus, alles sah noch genauso aus wie eben. Sogar die Sonne stand an derselben Stelle in ihrem milchigen Dezemberhimmel. Ohne jeden Zweifel war er immer noch im Jahr 1877.

Unruhig kehrte er zum Tisch zurück. «Irgendetwas stimmte nicht mit dir, mein Kleiner», murmelte Bufi und sah auf den Pamsak runter, der friedlich seine Runden auf dem Boden der Schüssel drehte, als habe er keine Ahnung, worum es ging.

«Oder habe ich etwas übersehen? Bin ich zu weit zurückgegangen in der Zeit? Nein! Das kann es nicht sein. Wenn es Beschränkungen gäbe, dann stünde das bestimmt in den Büchern. Außerdem wäre der Käfer dann nicht so viel wert. Denn wer will schon ins Mittelalter reisen, wo man sicher gleich totgeschlagen wird. Oder in die Steinzeit, wo einen Mammuts zu Tode trampeln.»

Es musste etwas anderes sein. Nur was? Was hatte er falsch gemacht? Was nicht bedacht?

Dass Bufi unbedingt ins Norium reisen wollte, hatte mit seinem Fund von letztem Frühling zu tun. Vom Norium wusste man erst seit dem berühmten Forscher Guy Veston, der ausgerechnet hatte, dass es vor sechs Millionen Jahren eine «Zeit vor der Zeit» gegeben haben musste, in der riesige Tiere lebten, zehn Mal, hundert Mal größer als heutige Lebewesen. Bufi hatte sich nie sonderlich für dieses Norium interessiert. Dann aber war er beim Ausheben einer neuen Tongrube hinter seinem Haus auf seltsam versteinerte Knochen eines Tiers gestoßen, die er für die Überreste eines wahrhaft gigantischen Huhns gehalten hatte.

Er hatte den Bürgermeister von Alomps geholt und der hatte die Polizei informiert. Wenig später war ein elegant gekleideter Mann vor seiner Tür gestanden, der sich als Direktor des Musée paléontologique in Gwosgout vorgestellt hatte. Sie waren gemeinsam zu der Grube gegangen und in den nächsten Tagen hatten zehn Arbeiter im Auftrag des Museums hinter seinem Haus ein riesiges Skelett ausgegraben, langsam, mit größter Behutsamkeit, als handle es sich um zerbrechliche Keramik. Sie hatten die Knochen nicht nur gezeichnet, sondern sogar fotografiert, mit einem mächtigen Apparat, neueste Technologie. Schließlich hatten

sie die Funde in Kisten verpackt und nach Gwosgout ins Museum geschafft. Wenig später wurden sie in einem eigenen Raum ausgestellt, sorgfältig in trockenen Ton gebettet, auf einem gewaltigen Podest aus schwarzem Marmor – und drunter stand auf einem Schild in goldenen Lettern:

*Plateosaurus Plumalien*

*Norium, 6'000'000 v. Chr.*

*Gefunden 1877 im Isotrag von Bernardo Buttafiori*

Felix Semper Plumalien, das war der Name des Museumsdirektors. Bernardo Buttafiori, das war er selbst, auch wenn alle Welt ihn nur Bubi nannte. Auf einen Schlag war der Töpfer ganz vernarrt in seinen Fund. Er verbrachte Stunden in dem Raum mit seinem Plateosaurus und sammelte in der Bibliothek alle möglichen Informationen über das Tier und seine Zeit. Der Umstand, dass er jahrelang nur wenige Schritte von einem der ältesten Bewohner der Insel entfernt gelebt hatte, beschäftigte ihn sehr – zumal Plati, wie Bubi seinen knöchernen Freund bald nannte, mit seinen acht Metern Länge und seinen etwa drei Tonnen ein gewichtiger Nachbar gewesen war.

Hätte Bubi 1877 schon gewusst, was hundertfünfzig Jahre später jedes Schulkind weiß, er wäre noch sehr

viel stolzer gewesen. Man hatte zwar in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon manche Saurier ausgegraben, vor allem in der Gegend von Gwosgout: 1828 etwa einen Saurornithoides und 1840 einen Nanosaurus. Die meisten dieser Saurier aber stammten aus dem Jura oder der Kreidezeit. Mit ihren 70 bis 150 Millionen Jahren waren sie also wahre Jungspunde im Vergleich zum Plateosaurus, der in der Trias lebte, vor etwa 220 Millionen Jahren. Den Plateosaurus schauen viele Paläontologen heute als so etwas wie ein Urmodell späterer Saurier an. Und er lebte in einer Zeit, als die ganze Erde nur aus einem einzigen riesigen Kontinent bestand: Pangaea. Hätte Bufi von alledem Kenntnis gehabt, er hätte seinen Plati als Beweis dafür anführen können, dass Lemusa zu dieser Welt gehört hatte, ehe die Erdteile auseinanderdrifteten, die Welt ihre heutige Gestalt annahm und die Insel in den Bereich der Fiktion entschwand.

In der Realität des Jahres 1877 nahm der Plati für Bufi mehr und mehr Gestalt an. Bald begann sich der Riese auch zu bewegen, schritt majestätisch durch die sattgrünen Ebenen des Norium und riss mit sanfter Geduld Blätter von gigantischen Bäumen. Ein veganes Paradies, ein Zustand ohne Schuld, ohne Mensch, wunderschön.

Vor einigen Wochen dann suchte Bufi im *Grand dictionnaire universel* von Maisonneuve & Duprat



nach dem Artikel über den *Prousdjol*, ein anderes Wesen aus dem Norium, das man 1848 in der Quadlek di Zelosi gefunden hatte. Beim Blättern blieb er einige Seiten vorher zufällig am Lemma *Pamsak* hängen. Zufällig? Konnte das wirklich Zufall sein? Seit Wochen träumte er davon, den Plati in seiner natürlichen Umgebung zu sehen – und ausgerechnet da stieß er auf ein Kapitel in einem Lexikon, das sich mit einem Käfer beschäftigte, der Zeitreisen möglich machte? Bufi las alles über *Megalorufus sedentarius*, was er finden konnte. Nur von einer Handschrift aus dem 13. Jahrhundert, einem *Codex animalium*, in dem es ein Kapitel über den Pamsak geben sollte, ließ er die Finger, denn das Buch roch ganz entsetzlich nach Salpeter und nach verdorbenem Fischöl. Sein Einband fühlte sich schmierig an, als sei er aus dem Leder einer bloss halb toten Qualle gefertigt.

Bald wusste Bufi alles über den Pamsak. Er wusste allerdings auch, wie selten das Tier war – so selten, dass man es leicht für einen Mythos hätte halten können.

Und dann fand er diesen Kleinen vor seiner Türe. Ottolot sei Dank! Was für ein Glück. Nur, warum funktionierte es nicht? War das mit den Zeitreisen vielleicht doch nur eine Legende? Hatte er das Tierchen für nichts in Form gebracht? Sein ganzes Vermögen verschwendet? Umsonst während Tagen Mami gespielt?

«Mami! Natürlich! Das ist es!», schoss es Bufi in den Kopf. «Ich habe ja ein einsames Baby gefunden. Woher soll so ein Waisenkindchen wissen, wie man eine Zeitreise startet? Das will doch bestimmt gelernt sein! Und sicher geht das bei den Käfern genau gleich wie bei den Menschen: Mutter bringt einem das Wichtigste bei, zeigt einem, wie es geht. Ganz einfach!»

Bufi musste sich setzen. Stumm starrte er in die Schüssel, wo der Pamsak sich auf einem kleinen Hölzchen ausruhte, zufrieden und satt. «Ganz einfach», seufzte Bufi, «ganz einfach, wenn man eine Mutter hat. Nur, wo soll ich jetzt eine Mutter für den Kleinen herbekommen?»

Es war absurd und wurde immer absurder. Die Sache lief ihm völlig aus dem Ruder. Das kleine Tier hatte ihn erst um seinen ganzen Besitz gebracht, bald würde es ihm auch noch seinen Verstand wegfressen. Plötzlich aber musste Bufi grinsen. Es half alles nichts! Es führte kein Weg dran vorbei! Er würde selbst Mutter spielen und dem Kleinen zeigen müssen, wie das mit den Zeitreisen funktionierte. Und er wusste auch sofort, wo er die nötige Hilfe finden würde: in dem schleimigen Quallenbuch mit Salpeterduft.

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, sattelte Bufi sein Maultier, ritt quer durch die Krinklek nach Gwosgout und stand schon vor den Türen der

Bibliothèque nationale, als diese aufsperrte. Widerwillig, mit zwei Fingern und gerümpfter Nase, händigte ihm der Bibliothekar den gewünschten Codex aus. Bufi setzte sich in den Lesesaal. Und tatsächlich, nach kurzer Suche stieß er auf einer Seite, deren Pergament mit einem eklig grünen, leicht klebrigen Film belegt war, auf ein genaues Protokoll der Bewegungen, mit denen der Pamsak die Zeitreisen auslösen konnte. Er begann, alles sorgfältig abzuschreiben und die kleinen Skizzen zu kopieren, mit denen der Text illustriert war. Irgendwann aber verlor er die Geduld. Er schaute sich um, es war keiner da, also zückte er sein Messer, schnitt die zwei Seiten aus der Handschrift, stopfte sie unter sein Hemd und brachte dem Bibliothekar das Buch retour. Der trug es unbesehen an seinen Platz in einem Schrank im hinteren Teil der Bibliothek zurück, mit zwei Fingern und gerümpfter Nase.

Als Bufi wieder zu Hause war, senkte sich die Sonne eben langsam gegen den Horizont. Dunstige Lichthäute hingen da und dort wie glasige Tücher über der feuchten Landschaft. Ein schöner Dezemberabend bereitete sich vor. Bufi holte den Käfer aus seiner Suppschüssel und setzte ihn auf den Tisch. Der Pamsak machte ein paar Schrittden und blieb an der Kante stehen. Ganz offenbar hatte er nicht vor, zu fliehen. «Wen

wundert's», dachte Bufi und musste böse lachen: «Wäre ich in einem Haus zu Gast, wo mir täglich die besten Speisen serviert würden, ich hätte es auch nicht eilig, mich davon zu machen. Doch damit ist nun Schluss.» Er nestelte die zwei Blätter des Codex aus seinem Hemd und stellte sich so vor dem Tisch auf, dass der Käfer ihn sehen musste. «Schau jetzt ganz genau zu», sagte Bufi: «Ich zeige dir, wie man es machen muss!» Er stellte die Füße ein wenig auseinander, beugte sich in einem Winkel von 70° nach vorne, erhob das linke Bein gerade nach hinten, streckte die Arme aus, sodass sie leicht über seinem Kopf schwebten, öffnete die Finger, zählte auf drei, ließ die Arme dann nach unten sausen, nach hinten schwingen, wieder nach vorn, fünfmal in schneller Folge, bremste sie zum Schluss vorne ab, drückte den Kopf weit nach oben und brüllte laut: «Norium».

Der Raum wurde neblig und dunkel. Die Nacht kam, wie wenn man eine Lampe ausbläst, und im nächsten Moment schon war der Morgen da. Sofort war es wieder Nacht, wieder Tag, schneller und immer schneller. Ein Rauschen und Murmeln füllte ihm die Ohren, eine seltsame dumpfe Verwirrung erfasste ihn, Hochgefühl und tiefe Niedergeschlagenheit wechselten sich in rasender Geschwindigkeit ab. Dach und Wände verschwanden, er sah, wie die Sonne über den Himmel hüpfte, erst wie ein Ball, dann wie ein Komet,

schließlich blitzte sie nur noch auf im Wechsel mit der Nacht. Mit der Zeit verschwamm das Zucken der Tage in einem öligen Grau. Aus dem Grau wurde ein tiefes Blau, wie der Abendhimmel nach einem eisigen Wintertag. Einen Augenblick lang kam es ihm vor, als stehe er unter Wasser. Doch ehe er Luft holen musste, wurde es trocken und heiß, wieder kalt, wieder feucht, wieder warm. Endlich knallte es und Bufi wurde auf sein Gesicht geschleudert. Der Strudel um ihn her verlangsamte sich wie ein Kreisel, der an Schwung verliert, und rollte sich schließlich in einer letzten Umdrehung um ihn aus, einer riesigen Leinwand gleich.

Im nächsten Augenblick sass Bufi an einem Waldrand und blickte über eine weite Ebene, in der sich flache Flüsslein träge zwischen niedrigen Bäumen und Büschen hindurch wanden. Da und dort glitzerten kleine Seen, links tanzten gigantische Libellen über einem Sumpf. Und in dieser Landschaft bewegten sich mit majestätischer Schwere lauter Plateosaurier, rupften sich Äste in den Mund und starrten mit ihren kleinen dummen Augen in die Welt hinaus. Eine Weile lang schaute Bufi den Riesen zu. So ein Tier also hatte er gefunden. Ja, das war schon was. Ein gutes Gefühl. Dann, auf einmal spritzte eine Frage in ihm auf: Wo war dem Pamsak? Wo war der Käfer? Er schaute sich um, er suchte den Boden ab, er betastete seine Kleider,

sein Haar. Es konnte kein Zweifel bestehen: Der Pamsak war nicht mitgekommen.

«Verdammt», dachte Bufi, «jetzt hat dieses Viech das ganze Haus für sich allein und stopft sich, da kannst du sicher sein, auf deine Kosten mit Froschlaich voll. Und du? Du hockst hier im Norium bei den veganen Sauriern fest. Und sollte man dich je finden, dann», Bufi musste leer schlucken: «Sollte man dich je finden, dann wirst du vermutlich längst schon versteinert sein.»

# Anhang

## Verzeichnis der Käfer



Gorsa  
*Tardisphera aurata* 14??



Gladjol  
*Marsosus susurrans* 14??



Holokién  
*Craniphorus circuitus* 14??



Baula  
*Kuelix sipiens* 14??



Grapxak  
*Bledus roboticus* 14??





Qwittikol

14??

*Translucidus imbrophobus*



Eskrox

14??

*Melaniphorus tragoudiphilus*



Dragalol

14??

*Pneumaphorus confectus*



Èpsakok

14??

*Navimersus mitraferens*



Pamsak

14??

*Megalorufus sedentarius*

